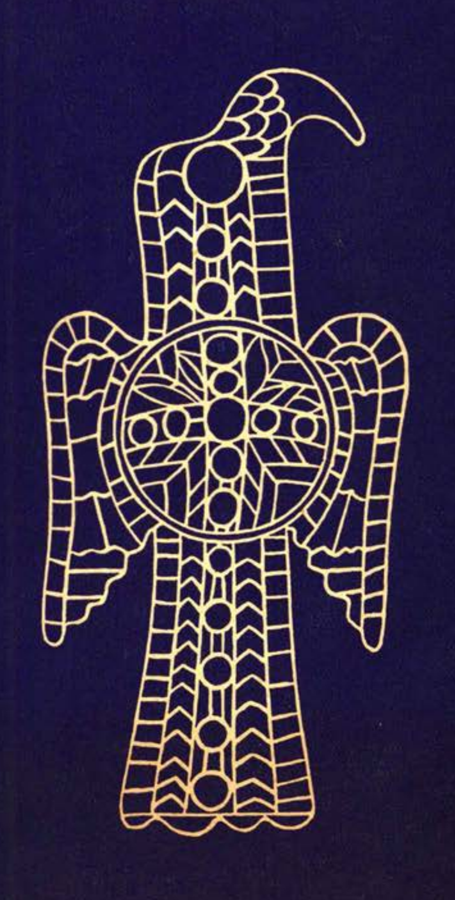
Karl Theodor Strasser

Deutschlands Urgeschichte



8240

Deutschlands Urgeschichte

Von

Karl Theodor Strasser

1933

Verlag Moritz Diesterweg, Frankfurt a. M.

Bestell-Nr. 8240



Pierersche Hofbuchdruckerei Stephan Geibel & Co., Altenburg, Thür.

Vorwort

Der Aufforderung des Verlages, eine Geschichte der deutschen Urzeit zu schreiben, bin ich trotz der mir nicht unbekannten Schwierigkeiten gern nachgekommen, weil wir Deutschen zu keiner Zeit unserer Geschichte mit solcher Sehnsucht in die Zeiten unserer frühesten Vergangenheit zurückgeblickt haben wie heute, wo alles Gewordene bebt und wankt. Dieser Wissensdurst heftet sich auch an den deutschen Boden jener Jahrtausende, da ihn Deutsche noch nicht bewohnten. Darum ist die Urgeschichte Deutschlands immer nur das Mittelstück einer Urgeschichte Europas. Und gerade das muß uns Deutsche fesseln: wie dies Herz Europas, unser Deutschland, mit seinen Rassen, Kulturen und Glaubensvorstellungen, zuletzt seinem mannigfach und reich durchschichteten Volk entstand, nachdem der zerklüftete Boden, die Mutterscholle der deutschen Erde, im Geschiebe und Geschmelz der riesenhaften Gletscher längst vorgestaltet war.
Sehnsucht nach den Wurzeln deutscher Kraft aber legt uns Verpflichtung auf. Wir Deutschen von heute müssen mehr wissen als unsere Väter und Großväter. Wir Deutschen von heute suchen nach den Quellen unseres Wesens. Darum gehört ein Überblick über die Urzeit zur Allgemeinbildung der deutschen Zukunft.
Es ist selbstverständlich, daß mein Versuch, auf knappstem Raum alles Wesentliche nach dem am meisten anerkannten Standpunkt urgeschichtlicher Forschung vorzutragen, auf Widerstand stoßen muß. Denn auf keinem Gebiet vollzieht sich ununterbrochen, vor allem infolge der unübersehbaren Ausgrabungen in allen Erdteilen, ein so starker Wandel der Anschauungen und Lehrmeinungen wie auf dem der Urgeschichte. Ich bin daher dem Privatdozenten Dr. Freiherrn Bolko v. Richthofen sehr dankbar für seine lebendige briefliche Prüfung meiner Darstellung. Konnte auch nicht in allen Fällen Übereinstimmung erzielt werden, so mögen Sachkenner bedenken, daß eine Urgeschichte Deutschlands letzten Endes eine nicht restlos lösbare Aufgabe bleibt. Dr. v. Richthofens Urteil war mir besonders wertvoll in den Fragen der ostdeutschen Siedelung: ist er es doch vor allem gewesen, der die durchsichtige polnische Behauptung, Westpreußen, Posen und Preußen seien uralter slawischer Boden, als dreiste Fälschung der politisch arbeitenden Warschauer „Wissenschaft" erwiesen hat.
Man wird finden, daß die vorliegende Urgeschichte Deutschlands nirgends einer einseitigen Auffassung folgt, sondern da, wo ungelöste Fragen liegen, auch andere Möglichkeiten offenläßt. So war es nur eine Forderung der Gerechtigkeit, im Schlußwort auch Hermann Wirths seherischer Lehre einen Raum zu gönnen, wie ihn der heftige Meinungskampf des Augenblicks verlangt.
Überall aber sei es die Aufgabe unsrer Zeit, Vergangenheit nicht nur zu betrachten, sondern aus ihr die hohen Werte herauszuschöpfen, die verjüngend wirken auf unser sich wieder erhebendes Vaterland!

Verden / Aller, 1933

Karl Theodor Strasser

Quellennachweis der Abbildungen.

Die Abbildungen auf den Seiten 4, 18, 23, 29, 30, 34, 43, 45, 48, 49, 58, 60, 69, 88 und 97 wurden mit Genehmigung des Verlages R. Oldenbourg in München aus dem Werk „Schuchhardt, Vorgeschichte von Deutschland" entnommen.

Seite 24: Aufnahme des Naturhistorischen Museums, Prähistorische Abteilung, Wien.

Seite 47 und 78: Aus „Jacob-Friesen, Einführung in Niedersachsens Urgeschichte". Mit Genehmigung der Verlagsbuchhandlung August Lax, Hildesheim.

Seite 57 und 63: Aufnahmen des Staatlichen Museums für Vor- und Frühgeschichte, Berlin.

Seite 65: Aus „Peßler, Der niedersächsische Kulturkreis", Niedersächsische Verlagsgesellschaft m. b. H., Hannover.

Seite 79: Aus „Hahne, Das vorgeschichtliche Europa, Kulturen und Völker (Monographien zur Weltgeschichte)", Verlag von Velhagen & Klasing, Bielefeld und Leipzig.

Seite 94 und 103: Aus „Strasser, Die Nordgermanen". Mit Genehmigung der Hanseatischen Verlagsanstalt A.-G., Hamburg.

Seite 102, 104 und 105: Aufnahmen der Staatlichen Bildstelle, Berlin.

Seite 108: Aufnahme von C. Kind, Schleswig.

Inhalt

Die Erde im Weltraum

Mitten im Weltraum tanzt, ein staubkornkleiner Ball, unsre Erde. Sie tanzt den scheinbar ewigen Reigen der Milliarden funkelnder und erloschener Sterne, den Flammensang, wie ein Dichter gesagt hat, durch einen vielleicht unendlichen, vielleicht nur unendlich großen „Wassertropfen" des Alls. Sie ist vielleicht eingespannt in jene namenlosen Schwärme von Sonnen, die uns in klaren Winternächten als „Milchstraße" ins Auge fallen und uns mit Schauern von Ewigkeit durchdringen. Sie ist vielleicht mitsamt ihrer Herrin, der Sonne, nur ein winziges Glied dieser Tausende von Lichtjahren entfernten Massenanhäufung von Sonnen, die sich, wie man meistens annimmt, um eine uns unsichtbare Mittelpunktsonne bewegen. Man weiß nicht, welche Form eigentlich die Milchstraße hat. Nach Kant bildet sie eine riesenhafte Linse, nach Ansicht des hannoverschen Astronomen Herschel hat sie etwa die Gestalt eines Seesterns, nach neuerer Auffassung ist die Milchstraße der sichtbare Teil einer ungeheuren trichterförmigen Spirale. Die Drehrichtung der Milchstraße ist also eine einheitliche, in allen Bewegungen der Sonnen und ihrer Sterngefüge herrscht Ordnung (Kosmos). Und wie sie mit unendlicher Geschwindigkeit dem Mittelpunkt der Spirale entgegeneilen, um dort zu Gas zu verdampfen, so vollzieht sich ein unaufhaltsamer Schöpfungsvorgang vom Spiralnebel zum Doppelstern über den Sternenzusammenprall zurück zum Spiralnebel. Die Sonnen entstehen und verdichten sich, treten als heißeste Heliumsterne mit 20000 Grad Hitze aus den Nebeln hervor, kühlen langsam ab zu weißen (Sirius-) Sternen, werden weiter zu gelben, roten und endlich zu erloschenen Himmelskörpern, bis sie durch neuen Zusammenprall zu neuem Leben aus dem Nichts hervorgerufen werden.

Auch unsre Erde hat ihre Geburt erlebt, ihre Jugend, hat einst gestrahlt, ist dann erkaltet und hat dadurch die Entstehung der Lebewesen ermöglicht, zu denen auch der Mensch gehört.

Die Geschichte der Erde

Auch die Erde war einst ein blauweiß-glühender Stern, ein Gasball, der in unmeßbaren Zeitläuften zur feuerflüssigen Kugel wurde. Allmählich erkaltete sie immer mehr. Sie gab immer mehr Wärme an den kalten Weltraum ab, nach und nach bildeten sich hier und da feste Schollen, die größer und größer

wurden, bis sie endlich über dem glühzähen Kern (dem Magma) eine erstarrte Kruste bildeten. Doch noch jahrmillionenlang versanken einzelne Teile der entstehenden Erdrinde wieder in der Feuersglut des Innern, bis sie nach immer erneutem Bersten, Wogen und Erstarren so hart geworden war, daß sie dem ungeheuren Druck von außen und innen standhielt.

Der Erdenstern war erloschen, das Leben auf der Erde begann!

Man unterscheidet von da an vier Weltalter: Primär- und Sekundärzeit, Tertiär und Quartär — oder, wenn man die Lebewesen einordnet: Paläozoikum (= Primärzeit), Mesozoikum (= Sekundärzeit) und Känozoikum (Tertiär und Quartär). Jeder dieser Zeiträume ist gekennzeichnet durch eine nur ihm eigentümliche Bildung der Gesteine, Pflanzen und Tiere. Im Erdaltertum (Paläozoikum) lebten die ersten Algen und Krustentiere, die frühsten Wirbeltiere, lungenatmende Fische, gepanzerte Amphibien, die ersten Insekten. Im Erdmittelalter (Mesozoikum) traten neben den ersten Säugetieren und Vögeln die Laubhölzer auf; es war die Zeit der riesigen Land-, Wasser- und Luftreptilien, der Saurier. Das Tertiär wiederum ist die Zeit der großen Säugetiere, und das Quartär führt in seinem ersten Abschnitt, dem Diluvium (oder Eiszeitalter), zur Entstehung der ersten Menschen. Heute leben wir im zweiten Abschnitt des Quartärs, dem Alluvium, der geologischen Gegenwart.

Eiszeitalter (Diluvium)

Im Tertiär starben die Riesensaurier aus. Dafür traten die großen Säuger, vor allem die Riesendickhäuter wie Mastodon, Nashorn und Nilpferd, in den Vordergrund. Die Erdoberfläche nahm allmählich ihre heutige Gestalt an. Vulkanische Ausbrüche wirkten gebirgsbildend und formten die Mittelgebirge Deutschlands von der Eifel bis zum Fichtelberg. Und infolge so mächtiger Wärmeabgabe erkaltete die Erdrinde weiter, es bildeten sich durch Stauung und Faltung die Alpen, Karpathen und Pyrenäen, die Kordilleren und der schneebedeckte Himalaya.

Gleichzeitig entwickelten sich von der äquatorialen Entfernung abhängige Klimazonen, so daß die einst tropische und subtropische Pflanzenwelt Mitteleuropas immer mehr nach dem Erdgleicher zurückwich. So schien die Natur nach unendlicher Zeit die Lebensmöglichkeiten für den Menschen vorbereitet zu haben, als ein gewaltiger Klimasturz jene günstigen Bedingungen zu vernichten drohte.

Die Eiszeit brach über Nordeuropa herein. Ihre Ursachen sind unbekannt, vollzieht sich doch alle Bewegung und Entwicklung, soweit wir beobachten, in Schwankungen. Von vier Riesengletschern schoben sich ungeheure Eisberge von, wie man berechnet hat, etwa 70 Millionen Kubikkilometern Gewicht über den größten Raum Nordeurasiens. Unter ihnen war der skandinavische der mächtigste: mit dem Ural- und dem Schottlandgletscher zusammen setzte er bis

zu den deutschen Mittelgebirgen hin alle Meere, Inseln und Landvesten unter Eis; von Süden her schob der Alpengletscher seine gläsernen Blöcke bis weit ins obere Donaugebiet herein.

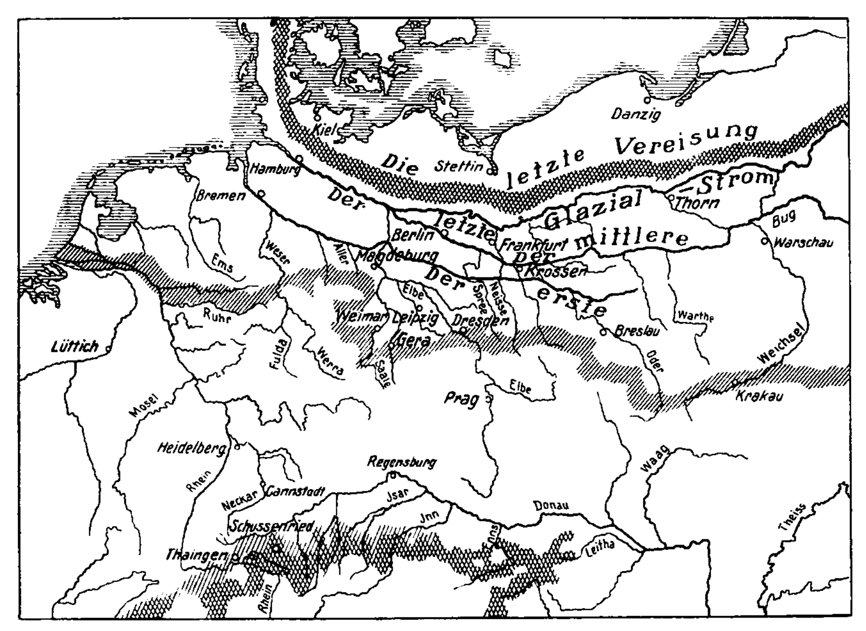
Die Forschung hat nun nachgewiesen, daß auch die Eiszeit kein einmaliger einheitlicher Vorgang war. Vielmehr lassen sich in den Alpen vier solcher Eiszeiten von verschiedener Härte und drei Zwischeneiszeiten feststellen. Nach den von ihm beobachteten Sturzbächen hat Penck sie Günz-, Mindel-, Riß- und Würmeiszeit genannt. Am tiefsten nach Süden ragte die Eiskruste während der dritten oder Rißeiszeit. Südengland war eisfrei. Von der Themsemündung verlief der Südrand ungefähr südlich des Rheindeltas, jedoch nördlich des Harzes und weiter südlich einer Linie Weimar—Chemnitz—Dresden—Hirschberg—Weichselquelle nach Osten bis ans Wolgatal. Ostrußland und Sibirien blieben teilweise eisfrei. Die Schneedecke hing 1300 m tiefer als heute von den Gipfeln herab, doch war die Temperatur durchschnittlich nur um einige Grade gesunken. Nach neuerer Forschung gab es jedoch im Norden nur zwei Eiszeiten, und der Höhepunkt fiel ins Solutréen. Alles vollzog sich unendlich langsam. Wenige Grade genügen zur Bildung ewiger Firnen, wenn schneereiche Winter und feuchte Sommer mit ständig bedecktem Himmel die Sonne verhindern, am Schnee der Gletscher zu nagen.

Die Spuren dieser mindestens 100000 Jahre umspannenden Zeit zeigt noch heute das Antlitz der Erde. Ihre fruchtbare Ackerkrume ist großenteils ein Erzeugnis des Geschiebelehms, der sich als weitreichende Decke über die älteren Schotter und Sande wälzte. Es ist die Grundmoräne der Gletscher, zermahlen und zermalmt und endlich verwittert in Erde verwandelt. Je mehr das Eis rutschte und glitt, um so stärker zerrieb es Mergel, Sandstein, Kreide und Kalke zu einem Gemenge von Staub, Glimmerplättchen und Lehm. Nur die härtesten Kalkquadern, Quarzbrocken, Granitblöcke, Gneise und Feuersteine wurden als Findlinge oder irrende Blöcke weit bis in die Norddeutsche Tiefebene vorgeschoben, wo in langen Höhenrücken die Endmoränen noch heute den riesigen Fuß der Gletscher verraten. So läuft der Baltische Höhenzug durch die Lüneburger Heide, im Wilseder Berge gipfelnd, bis an den russischen Peipus-See nach Nordosten. Ein andres Kennzeichen der Eiszeit sind die Gletscherschliffe. Ragende Felsklippen wurden zu glatten Gesteinsbuckeln abgehobelt, und Schrammen wurden so durch die zwischen Eis und Berg liegenden Scheuersteine in den Grat gezeichnet. Landschaften wie die Mecklenburgische Seenplatte, die Mark Brandenburg oder Masuren verraten noch heute durch ihre zahllosen Seen und zertalten Hügelwellen die Tätigkeit des ehemaligen Inlandeises.

Die eigentümlichste Schöpfung des Diluviums ist aber der Löß. Im Vorlande der Gletscher, besonders da, wo das Eis allmählich zurückgewichen war, hatte das trockene Klima den Schlamm in gelben Flugsand verwandelt. Mächtige Nordstürme fegten über die noch unbewachsene Erde und wirbelten Wolken gelbkörnigen Staubes in die Lüfte. Der Staub war zusammengesetzt aus Feldspat, Kalk und Quarz, und wo er sich legte, entstand ein neuer fruchtbarer Boden. Der Löß ist trocken, krumig und von Poren durchzogen, also wasser-

durchlässig, so daß er den besten Untergrund für die Steppe und ihren Pflanzenwuchs abgab. Auch Gerste, Hafer, Roggen und Weizen sind Steppenpflanzen. Der Löß bot daher lange Zeiten hindurch den Schauplatz für die Geschichte des Urmenschen.

Die Bildung keimfähiger Erdschichten jedoch war abhängig von dem gewaltigen Reigen der Gezeiten, die im Diluvium fast regelmäßig einander ablösten. Während jeder der vier Eiszeiten überzog sich das mitteldeutsche Vorgelände mit Flechten, Torfmoosen und feuchten Moorpolstern, mit denen zusammen Krüppelweiden und Zwerggesträuche die Tundren formten. Dazwischen waren zierliche Mohne, Polarnelken, Veilchen sowie rosa- und weiß-



Eiszeitkarte von Deutschland. (Nach Penck.)

farbige Steinbrechblüten eingestreut. Als letzte Reste dieses ehemaligen Kümmerteppichs sind in deutschen Mittelgebirgen Renntierflechte und isländische Moose, im Wiener Wald Alpenprimel und Alpenhungerblümchen heimisch geblieben. Noch heute bedeckt diese eigentümliche Landschaft ganz Nordsibirien und die Nordränder Kanadas und Alaskas. Auf ihr weideten Renntier und Moschusochse, Mammut und sibirisches Nashorn, Schneehase und Eisfuchs, Steinbock und Gemse. Man hat berechnet, daß in den letzten 250 Jahren die Zähne von 40000 Mammuts in den Handel kamen; eine Reihe vollständiger Mammuts aus dem Eise Sibiriens sind geborgen. Auf das kalt-feuchte Eiszeitklima mit seiner nordisch-alpinen Tierwelt folgte nun stets eine trocken-warme Übergangszeit mit endlosen Grasfluren und herrlichen Prärien, über die nur in den Wintern eisige Stürme bliesen. In dieser Lößsteppe grasten Wildpferd und Wild-

esel, Pferdespringer und Zwergpfeifhase, Steppenstachelschwein und Steppenmurmeltier. Und weiter wandelte sich die trockene Übergangsspanne zur feucht-warmen Zwischeneiszeit mit ihrem üppigen Urwald und ihrer südlichen Tierwelt. Damals begegnete man dem riesigen, bis zu 4 m hohen Altelefanten, dem Südelefanten, dem zweihöckerigen Merckschen Nashorn, dem Panther und Luchs, der Wildkatze und der Streifenhyäne in den deutschen Wäldern. Eine eigentümliche, hochentwickelte Großkatze von nicht ganz Löwengröße war die elefantenjagende, mit zwei langen Reißzähnen bewaffnete Säbelkatze. Während der ganzen Eiszeit zeigten sich außerdem Wolf und Fuchs, Edelhirsch und Elch, Auerochs, Reh und Bison, Höhlenlöwe und Höhlenbär in allen Breiten.

Auf jede Zwischenzeit folgte wieder ein Übergangsalter mit Lößlandschaft, auf dieses eine erneute Eiszeit mit Tundra und nordischer Tierwelt.

Und diesem majestätischen Kreislauf der Klima-Gezeiten verbanden sich noch andere für den deutschen Boden sehr nachhaltige Vorgänge, verband sich die Bewegung der Gewässer. Die massenhaften Abschmelzwasser des Eises ergossen sich, weithin die Senkungen überschwemmend, nach dem tieferen Norden, wo zunächst noch die gewaltigen Gletscher einen Damm ihrem Ablauf entgegenbauten. Sie schäumten am Rande der Gletscherdecke entlang und bildeten, je mehr der gläserne Berg dahinschwand, die Urstromtäler der Norddeutschen Tiefebene. Es sind die Eiszeitbetten unsrer heutigen Ströme, die zum Teil damals ihre endgültigen Läufe empfingen. So ist das obere Donauknie noch deutlich als Bildung des alten Gletscherrandstromes erkennbar. In Niederdeutschland unterscheidet man vier solcher Urstromtäler, in die sich alle kleineren Wasseradern als Nebenflüsse ergossen: das Thorn-Eberswalder (quer durch die Mark) mit dem Warschau-Berliner zusammen in die Niederelbe mündend, das Glogau-Baruther (in die heutige Mittelelbe sich ergießend) und das südlichere Breslau-Hannoversche Urstromtal, das durch Aller und Niederweser seine Wassermassen in die Nordsee wälzte.

Die Entdeckung des Urmenschen

Der Erste, der den Gedanken einer Eiszeit — und zwar angesichts der Alpengletscher — mit aller Bestimmtheit ausgesprochen hat, ist Goethe. Er war es auch, der, bevor man noch die geringsten Skelettfunde des Urmenschen gemacht hatte, aus seiner vielseitigen Beobachtung und Anschauung heraus erklärte, „daß die aus einer kaum zu sondernden Verwandtschaft als Pflanzen und Tiere nach und nach hervortretenden Geschöpfe nach zwei entgegengesetzten Seiten sich vervollkommnen, so daß die Pflanze sich zuletzt im Baum dauernd und starr, das Tier im Menschen zur höchsten Beweglichkeit und Freiheit sich verherrlicht". Ihm waren die Einheit der Natur und der Entwicklungsgedanke Grundlagen aller Naturforschung, so daß er gar die Vermutung aussprach, auch der Mensch sei „wieder nur ein Wurf nach einem höheren Ziele".

Zu seiner Zeit erspürte der Pfarrer Esper in Erlangen in den Höhlen der Fränkischen Schweiz eine Menge ausgestorbener Tiere, ja er wurde zum eigentlichen Entdecker des Eiszeitmenschen, als er dort gefundene Menschenknochen richtig für gleichaltrig mit den Tierresten erklärte (1774).

Dem Goetheschen Gedanken einer ruhigen geologischen Entwicklung, in der das Wasser die Hauptrolle gespielt habe, widersprach die Annahme Cuviers, jedes Erdalter sei durch eine Katastrophe zugrunde gegangen. Erst Lyell, der Begründer der modernen Geologie, und Darwin brachten den Entwicklungsgedanken wieder zur Geltung. 1859 trat Lyell auch der Ansicht des Franzosen Boucher de Perthes bei, die von ihm gesammelten rohbehauenen Feuersteine seien Werkzeuge des diluvialen Menschen.

Von entscheidender Bedeutung für die Urgeschichte wurden aber zwei Funde deutscher Forscher. Schon 1856 erhielt Dr. Fuhlrott von Steinbrucharbeitern, die im Neandertal bei Düsseldorf Grotten und Höhlen freilegten, menschliche Knochen, die anfangs viel umstritten waren. Fuhlrott und Schaafhausen erklärten sie zwar für unzweifelhafte Zeugnisse des Eiszeitmenschen, Rudolf Virchow aber hielt alle abweichenden Erscheinungen für Mißbildungen eines Gichtkranken aus geschichtlicher Zeit. Heute bewahrt das Provinzialmuseum in Bonn eine Schädeldecke, zwei Oberarmknochen, zwei Oberschenkelknochen und eine ganze Reihe kleinerer Skeletteile, und kein Mensch zweifelt mehr an ihrer diluvialen Herkunft. Es sind Körperreste der Neandertalrasse aus der vierten Eiszeit.

Vierzig Jahre lang konnte R. Virchow auf Grund seines wissenschaftlichen Ansehens den Fortschritt und die endgültige Anerkennung der Urgeschichtsforschung hemmen. Erst der Breslauer Anthropologe Klaatsch führte 1899 die Behauptung Fuhlrotts und Schaafhausens zum Siege. Inzwischen waren in Frankreich die gleichgerichteten Gedanken des ebenso verspotteten Boucher de Perthes immer mehr zum Durchbruch gekommen, je weiter die Ausgrabungen in der Dordogne fortschritten.

Aber erst einem Deutsch-Schweizer sollte die Entdeckung so zahlreicher einwandfreier Funde aus dem Diluvium gelingen, daß die Neandertalrasse auf geschlossenem Gebiet nachweisbar und der Zufall eines Einzelfundes damit ausgeschlossen wurde. Es war Otto Hauser, dessen Ausgrabungen im Flußtal der südfranzösischen Vézère durch Klaatsch und Kossinna als Zeugnisse des Urmenschen bestätigt wurden.

Hauser erzählt: „Ich weiß mich noch sehr wohl zu erinnern, welchen unvergeßlichen Eindruck es auf mich, den Fünfzehnjährigen, machte, als meine gute, nun schon längst verstorbene Mutter am runden Tisch unserer Wohnstube im alten ‚Eisenhammer‘ zu Wädenswil zum erstenmal aus Schliemanns Trojawerk von den seltsamen Funden dieser grauen Vorzeit, von Priamos' Goldschmuck, vom Heldengrab des Achilles, von der ganzen großen, unsterblichen Welt Homers ergriffen vorlas. — Damals nahm ich mir vor: auch ich will wie Schliemann Helden aus den Gräbern zum Leben wecken, Städte wie Ilion

wieder erstehen lassen, und was so der Jugendträume mehr sind! So wurde ich Archäologe." —

Sind seine Helden auch namenlos geblieben, so hat doch Hauser seinen Jugendtraum in ungeahnter Weise erfüllt gesehen. Er berichtet in seinem Buche „Der Mensch vor 100000 Jahren" über den größten Tag seines Lebens folgendes:

„Ich kam spät abends müde und vom Regen durchnäßt zurück in mein bescheidenes Standquartier. Mein Pferdchen stand im Stall und freute sich des wohlverdienten Hafers. Da kommt ein radfahrender Arbeiter einer meiner Arbeitskolonnen und meldet, man habe kurz vor Feierabend einen Menschenknochen entdeckt, mitten in der frisch abgedeckten Kulturschicht. Kein Halten gibt's mehr. Was kümmern mich Regen und Müdigkeit! Ich nehme ein frisches Pferd, und hinaus geht's in die pechschwarze Nacht.

Den Traber fest in der Hand, die 5 km langen Serpentinen hinauf und auf der anderen Seite wieder 4 km in kurzen Windungen zu Tal — mit Sturmlaterne zum Fundplatz — und wirklich! ein menschlicher Knochen — da noch einer — ein dritter! Ein neuer Satz im Lesebuch der Vorgeschichte! Die Schicht nie berührt, seit die alten Menschen jene Grotte vor mehr als 100000 Jahren verließen!

Wie plagte mich die Neugier des Forschers, die Lust, zu sehen, zu finden! Ich wurde mir über die Bedeutung des großen Fundes sofort klar, obschon gar nicht vorauszusehen war, ob überhaupt ein vollständiges Skelett, ob auch ein Schädel vorhanden oder erhalten wäre. Es war das erstemal, daß aus einer völlig unberührten Schicht dieser weit zurückliegenden Epoche genau datierbare Menschenknochen zutage traten. War das Skelett erhalten, so bedeutete der Fund eine ungeheure Bereicherung der Wissenschaft vom Menschen. Fast wagte ich nicht zu hoffen! Auf alle Fälle ließ ich bis tief in die Nacht über der Stelle Erde hoch anhäufen und sicherte so den bedeutsamen Fleck vor ungebetenen Eingriffen Dritter.

Mitten in der Nacht kehrte ich heim; den Fund wußte ich gesichert; seine Bedeutung blieb noch verborgen. Erst nach vielen Wochen bekam ich eine amtliche Ortskommission zusammen, die der weiteren Aufdeckung beiwohnen und prüfen sollte, ob noch mehr Skeletteile sich fänden und ob sie auch in ungestörter Lagerung sich zeigten.

Mit welcher Spannung ging ich in Gegenwart dieser Kommission daran, den Platz abzudecken, zu prüfen, ob auch ein Schädel da sei! Nach Lage der zuerst entdeckten Knochen berechnete ich die ungefähre Stelle, wo ein Schädel zu vermuten wäre, und richtig — es gelang mir, den oberen Teil des Schädeldachs zu finden und bloßzulegen. Wieviel vom Gesichtsskelett erhalten war, konnte ich nicht feststellen, weil mir sehr daran lag, den Schädel vorläufig ganz unberührt in seiner Schicht zu belassen.

Die ganze Situation nahm ich photographisch auf, ein Protokoll wurde abgefaßt; ohne daß ich die unteren Gesichtspartien erkundete, deckte ich sofort den Fund wieder zu und sicherte ihn auf alle mögliche Art.

Im März 1908 hatte ich die bedeutende Entdeckung der ersten Knochen gemacht, 5 Wochen später das Vorhandensein des Schädels festgestellt, und bis August war es mir endlich gelungen, eine Sachverständigenkommission hervorragender deutscher Gelehrten zusammenzubekommen, die sich der Mühe unterzogen, nach Südwestfrankreich zu reisen und meine Befunde zu prüfen. Etwa 600 Einladungen hatte ich in alle Länder verschickt, leider waren es nur neun Herren aus Deutschland, die, obendrein noch mit viel Mißtrauen, herkamen; denn auch für sie war die Größe des Fundes beinahe unfaßbar.

An der Spitze der Kommission stand Professor Klaatsch. Eine merkwürdige Zufallsfügung war es, daß unter den anderen Herren auch Geheimrat Virchow an der Hebung teilnahm, der Sohn des großen Rudolf Virchow, der ehedem das Vorhandensein einer besonderen Neandertalrasse hartnäckig geleugnet hatte! Der Inhaber des Lehrstuhls für Vorgeschichte an der Universität Berlin, Professor Kossinna, war mit dabei.

Heiß brannte die Augustsonne auf die Gruppe spannend wartender Gelehrten, keiner sprach ein Wort; es war ein unvergeßlich feierlicher Moment, als ich mit den Händen die Erde sacht abhob und das Schädeldach bloßlegte. Dann traf man die Vorbereitungen zur eigentlichen Hebung. Erst sollte geprüft werden, in welchem Umfang das Gesichtsskelett noch vorhanden wäre; denn die Augenregion, Kiefer- und Kinnpartie sind ausschlaggebend für die rassengeschichtliche Deutung solcher Funde.

Der Schädel erwies sich als sehr morsch und brüchig, es war gar nicht daran zu denken, ihn als Ganzes herauszubekommen. Ich schlug den ‚anatomischen Abbau' vor. Wie eine Leiche im Präpariersaal abgebaut wird, so sollte auch hier verfahren werden: jedes Stückchen, das man hob, konnte notiert und dann wieder zum Ganzen zusammengefügt werden.

Sorgfältig entblößte Klaatsch Teil um Teil des Gesichts: die Stirnregion wird frei, stark ausgeprägte Knochenwülste über den Augen werden sichtbar, und freudig erklärt der große Gelehrte: ‚Wenn auch die Kieferpartie, besonders der Unterkiefer, solche primitiven Merkmale zeigt, dann, lieber Herr Hauser, ist Ihre Annahme richtig, dann stehen wir vor dem bedeutendsten anthropologischen Fund, der je gemacht worden ist.'

Und weiter ging das mühsame Werk. Das Schädeldach lag abgehoben, die Augen- und Nasenregion frei, die Zähne des Oberkiefers zeigten sich, und welche Prachtzähne in wunderbarer Erhaltung! Die Bezahnung des Unterkiefers hob sich vom Erdboden ab: wieder 16 wohlerhaltene Zähne und fest im Kiefer sitzend; ein Fingerstrich unter dem Unterkiefer — er löst sich — er liegt klar auf der Hand — ein Freudenruf des temperamentvollen großen Forschers, er umarmt mich: ‚Wir haben's gefunden, es ist Neandertal in seiner ganzen furchtbaren Massigkeit.'

Der 12. August war doch ein gesegneter Tag.

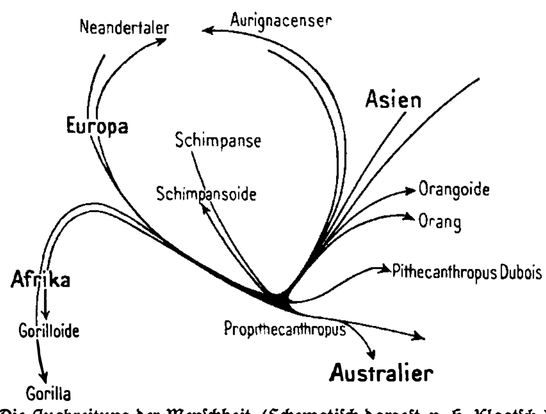
Aber nicht nur das Skelett redete eine mächtige Sprache. Das Lesebuch der Erde offenbarte uns noch viel mehr! Alle Anzeichen sprachen dafür, daß die alte Höhlenhorde den 16—18jährigen Mann pietätvoll bestattet hatte. Weg-

zehrung in Form gebrannter Bisonkeulen, schöne Feuersteinwerkzeuge — die schönsten seiner Sippe — lagen bei der Hand, der Kopf des Toten war wie zum Schlaf auf eine Art Steinkissen gebettet: unverkennbare Zeichen absichtlicher Leichenbestattung. Eine Grabstätte aus grauferner Urzeit! Der Mensch selbst plump, mit noch tierähnlichem Ausdruck, mit stark hervorragenden Wülsten über den Augen, fliehender Stirn, schauerlich massigem Kiefer und ohne Kinn; kurz und gedrungen der Körper, und der Träger dieser Knochen noch ohne eigentliche Sprache — und doch schon regelrechte Bestattung. Nahrungsmitgabe ins stille Grab und dienliche Werkzeuge für seine Todesfahrt!

Robinson hat auf seiner Insel nicht so kümmerlich gelebt wie diese Urzeitmenschen, und doch dämmerte in diesen Schädeln die Vorstellung von einem Weiterleben nach dem Tode."

Zeitalter und Rassen

So schwierig die Entdeckung und Anerkennung des Urmenschen war, so mühsam blieb die Unterscheidung und Einordnung der Fundstücke in aufeinanderfolgende Zeitspannen, die sämtlich Teilabschnitte des langen Eiszeitalters sein mußten. Die besprochenen Funde blieben nicht die einzigen. Gelang doch Schoetensack 1907 die Auffindung des Unterkiefers von Mauer bei Heidelberg, eines der ältesten Menschenreste überhaupt. Aber ebenso bedeutsam für unsere Kenntnis jener Urzeit wurden zum Beispiel die Entdeckungen in der Nische von Krapina in Kroatien (1899) oder in der Ofnet-Höhle bei Nördlingen. Mit der Zeit konnte die Forschung Eiszeiten, Funde und Werkzeugart in zeitlichen Einklang bringen, so daß sich heute folgendes Bild ergibt:



Die Ausbreitung der Menschheit. (Schematisch dargest. n. H. Klaatsch.)

Die meisten menschlichen Vorzeitfunde sind bisher auf europäischem Boden gemacht, aber auch China, Afrika und Kleinasien bieten jetzt Spuren des Steinzeitmenschen. Auf Java fand 1891 der holländische Arzt Dubois Schädeldach, Oberschenkel und zwei Backenzähne des sogenannten Affenmenschen (Pithecanthropus). Nunmehr konnte Hermann Klaatsch auf den Goethischen Gedanken von der Einheit alles Lebens zurückgreifen. Der Mensch stammt

Erdzeit	Kultur	Kulturstufen in Mitteleuropa	Kulturstufen in Westeuropa	Fundstätten
Vorletzte Zwischeneiszeit	Frühe Altsteinzeit (nur Steinwerkzeuge; doppelseitig behauene Beile; einfache Abschläge; Feuer bekannt)		Prächelléen	Mauer. Zweite und dritte Sommer-Stufe
Letzte Zwischeneiszeit	„	Untere Faustkeilstufe	Chelléen (Chelles an der Marne)	Piltdown (Südengland)
„	„	Stufe von Markkleeberg b. Leipzig		
„	„		Acheuléen (St. Acheul bei Amiens)	Emschertal. Hyänenhöhle bei Gera. Klausennische im Altmühltal. La Micoque.
Ende der letzten Zwischeneiszeit	„	Stufe von Weimar	Prämoustérien	Weimar, Taubach, Ehringsdorf, Drachenloch u. Wildkirchlihöhle bei St. Gallen
Beginn der letzten Eiszeit	„		Moustérien (Le Moustier, Dordogne)	Neandertal. Baumannshöhle. Spy. Schipkahöhle.
„	„	Stufe von Sirgenstein (Württemberg)		Sirgenstein
Hochstand der letzten Eiszeit	Späte Altsteinzeit (feine Klingen, Werkzeuge aus Horn und Knochen; Frühe Kunst)	Stufe von Willendorf (Oberösterreich)	Aurignacien (Aurignac, Garonne)	Brünn, Gronau, Willendorf
„	„	Stufe von Předmost (Tschechei)	Solutréen (Solutré, Dep. Saone et Loire)	Předmost. Combe-Capelle. Mentone.
Ende der letzten Eiszeit	„	Stufe von Thaingen bei Schaffhausen	Magdalénien (La Madeleine, Dordogne)	Schussenried. Scharzfeld. Oberkassel (Rheinland). Gudenushöhle in Österreich. Martinsberg bei Andernach. Keßlerloch. Freudenthal.
Übergang zum Alluvium	Mittlere Steinzeit (nur Feuerstein, noch nicht geschliffen, Kernbeile, Spalter, Zwerggerät, Harpunen, Tongefäße) [10000–4000]	Stufe von Ofnet bei Nördlingen	Azilien (Mas d'Azil, Garonne).	Ofnethöhle. Birseckhöhle bei Basel
„	„	Stufe von Maglemose auf Seeland (Südkreis)	Tardenoisien (Fère en Tardenois, Aisne)	Tannstock (Württemberg)
„	„	Stufe von Ertebölle in Jütland (Nordkreis)	Campignien (Campigny, Seine)	Nord- und Mitteldeutschland, Belgien, England, Frankreich

Anmerkung. Im Mittelmeergebiet herrscht vom Aurignacien bis Campignien der Mensch des Capsien (Gafsa, Capsa = Südtunesien).

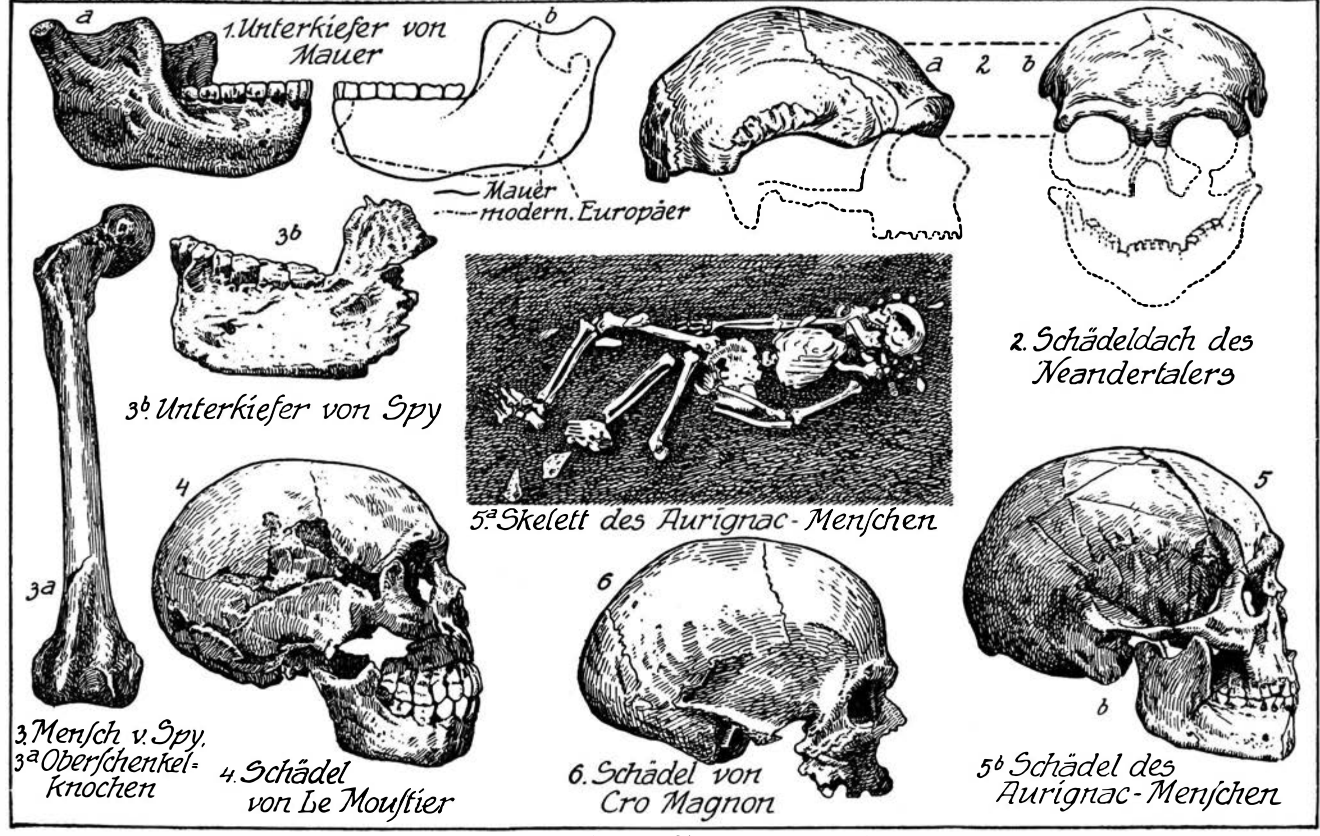
nicht vom Affen ab, aber anscheinend zusammen mit den menschenähnlichen Affen von dem Urstamm der „Voraffenmenschen“ (Propithecanthropus). Von diesem zweigten sich wohl schon im Tertiär auf der einen Seite der Pithecanthropus Dubois, auf der andern der Schimpanse, der Gorilla (Afrika) und der Orang (Asien) ab. Vor allem aber scheinen die sehr altertümlichen Uraustralier, die Neandertaler (Europa) und die Aurignac-Rasse (aus Asien) auf jene Urspielart des Voraffenmenschen zurückzuführen.

Die Neandertalrasse

Die zahlreichen Teilfunde der Neandertalrasse unterscheiden sich im einzelnen mehr oder weniger stark voneinander. So ist der Heidelbergmensch von Mauer viel altertümlicher als der spätere Neandertaler. Faßt man aber alle Beobachtungen zusammen, so ergibt sich folgendes Bild: Der damalige Mensch ist noch plump und untersetzt, etwa 160 cm groß, von tierähnlichem Blick, ausgestattet mit starken Augenwülsten, fliehender Stirn, schauerlich massigem Kiefer und ohne Kinn. Der Mund springt schnauzenartig vor, die Augenhöhlen sind groß und rund. Die wichtigsten Fundstätten dieser Urrasse in Deutschland sind Mauer bei Heidelberg, Ehringsdorf und Taubach bei Weimar, das Neandertal bei Düsseldorf sowie Brünn in Mähren und Ofnet bei Nördlingen. Auch die Bewohner der Baumannshöhle bei Rübeland waren Neandertaler.

Die Anfänge des Menschen reichen also vielleicht ins Tertiär zurück. Aus der „Morgenröte der Steinzeit“ finden wir die Eolithen, Feuersteine, die den Eindruck künstlicher Bearbeitung machen, jedoch ebenso durch Wasser oder Erddruck entstehen, demnach keinen Beweis für den tertiären Menschen bilden. Feuerstein (Flint oder Silex) besteht aus kristallisierter Kieselsäure, abgesetzt aus den Schalen der Kreidemeertierchen. Die Urmenschen beobachteten bald, daß er durch Druck und Schlag in scharfen Kanten absplittert: er war daher zum täglichen Gebrauch gut verwendbar. Die Neandertaler der Altsteinzeit begannen ihn zu bestimmtem Zweck zu schlagen. Noch heute zeigen uns die Feuerländer, Australier und Alaska-Eskimos ein doppeltes Verfahren bei der Herstellung solchen Steingeräts. Zuerst schlug man mit einem Kiesel die Grundform zurecht, dann dengelte man die Schneide durch Abpressen kleinster Späne, so daß deutlich sichtbare Scharten zurückblieben. Daneben gebrauchte man Holz- und Knochengeräte.

Die Eiszeitmenschen, zu kleinen Horden geschart, waren Sammler und Jäger. Sie sammelten Früchte, Beeren, Wurzeln und Kleingetier, also alles, was die Natur von selbst bot. Auf der Stufe des niederen Jägertums stand wohl noch der Neandertaler. Er ist wahrscheinlich von Afrika oder Asien her eingedrungen. Seine Welt war ein „Jägerparadies“. Er besaß als Waffen Faustkeil und Keule, später auch Bohrer, Schaber, Kratzer und Pfriem.



Körperliche Reste des Urmenschen. (Nach Klaatsch und Hauser.)

Damit konnte er bereits größere Tiere wie den Höhlenbär, das Renntier, den Eisfuchs, vielleicht auch Mammut und Nashorn erlegen. Doch vermochte er diese Tiere mit so unvollkommenen Waffen wohl nur aus nächster Nähe zu töten und wo ihm List und Zufall halfen. Überhaupt war er noch stark an seine Grotte gebannt. Weglosigkeit, Nahrungssorge und Urwaldgefahren verhinderten ihn an größeren Jagdzügen. Im Ernstfall verließ er sich auf seine gewaltige Körperkraft und sein starkes Gebiß.

Die ältesten Unterkünfte des Vorneandertalers waren einst Bäume. Die Urwaldriesen mit ihren breiten Ästen boten Schlafnester; bald entstanden auch wohl ganze Baumwohnungen da oben. In andern Gegenden wird er hohle Stämme, undurchdringliches Buschwerk und Dickicht als Zuflucht gesucht haben. Der Eiszeitmensch aber war bereits zu natürlichen Felswohnungen übergegangen. Er lebte in Höhlen, überhängenden Wänden und Grotten, die oft schwer zugänglich waren und durch Gestrüpp und Steine geschützt wurden. In den wärmeren Zwischeneiszeiten aber scheint er seine Jagdgründe auch auf höhlenlose Landschaften ausgedehnt und oftmals unter freiem Himmel die Nächte verbracht zu haben. Da wanden die Weiber dann als Windschirm und zur Wahrung des offenen Feuers die ersten „Wände" und Schutzdächer.

Wohl das tiefste Erlebnis des Urmenschen war das Feuer. Was mag er sich gedacht haben, wenn die Vulkane ihre Flammenglut in die Lüfte spieen oder aus dem Gewitter der zuckende Blitz in die Baumriesen fuhr! Wir wissen es nicht, aber unabwendlich war für ihn der Gedanke, daß hier eine fremde ungeheure Macht in die Wildnis hineingreife und alle Dinge in Frage stelle. Ein Wald-, ein Präriebrand muß Weltuntergangsstimmung ausgelöst haben und zwang oft zur allgemeinen Flucht. Aber das Feuer hatte auch freundliche Seiten: es brachte Licht und Wärme. Es entsprang auch den Feuersteinen und lockte mit lieblicher Bewegung und leuchtender Farbe. Lebendig schien es und endlich bezähmbar.

Die Fähigkeit des Werkzeugschlags und der Feuererzeugung unterscheidet den Urmenschen von jedem Säugetier. Nun schienen ihm Urstier und Mammut weniger gefährlich. Spuren der Feuerverwendung gehen zurück bis ins Chelléen: Kohlen, schwarze Erde, Hitzerisse auf Steingerät und angebrannte Tierknochen. Das Feuer, dessen Funken durch Reiben trockener Hölzer gewonnen, später aus dem Schwefelkies in dürrem Moos oder Heu aufgefangen wurden, brannte unmittelbar auf dem Erdboden, erst später entwickelte sich der Herd.

Auch die Wärme wird dem nacktbehaarten Eiszeitmenschen das Feuer bald unentbehrlich gemacht haben. Doch scheint der Ursprung der Kleidung im Schmuckbedürfnis zu liegen: der glückliche Jäger hängte sich das erbeutete Fell als Siegeszeichen um. Bald empfand er auch die schützende Wirkung eines solchen Umhangs.

Zu höherer Gesittung und Macht wäre der diluviale Mensch aber schwerlich aufgestiegen ohne den Trieb zur Vergesellschaftung. Erst die planvoll zusammenarbeitende Menschenfamilie oder -sippe ergab die Überlegenheit über

das Tier. Arbeitsteilung und Einfügung in ein Ganzes unter Führung eines bedeutenden Einzelnen, der Geist und Kraft vereinte, bereiteten seine Erdherrschaft vor. Solche Arbeitsteilung waltete bis in die Familie hinein. Der Mann stellte Waffen und Werkzeuge her, ging auf die Jagd, erzog die älteren Knaben zu unerschrockenen Jägern und Kriegern. Er beschaffte die tierische Nahrung und verteidigte die Familie gegen Feinde. Sobald nach dem Verrauschen der Eiszeit aus der Jagd die Zähmung der Haustiere und Viehzucht hervorging, blieben die Tiere Eigentum des Mannes. Seine Kraft war in der Urzeit entscheidend. Bei den Neandertalern herrschte sicherlich Frauenraub und -tausch. Das Weib trug die Kinder drei Jahre hindurch an der Brust, sammelte die Pflanzennahrung, bereitete sie zu, hegte das Feuer und flocht den Windschutz. Wo sie den Mann auf Wanderung oder Fischfang begleitete, schleppte sie die bewegliche Habe mit, während er jagte und kämpfte.

Kunst war dem Neandertaler, soweit wir sehen, noch unbekannt, die Ursprünge eines religiösen Glaubens verrät er durch die sorgfältige Bestattung seiner Toten in Schlaflage unter dem Boden der Höhle. Wahrscheinlich hat er die alte Wohnstätte dann verlassen. Das Erlebnis des Todes muß ihn mächtig erfaßt haben. Wie war es möglich, daß sein Bruder aus dem Schlaf nicht wiedererwachte? Totsein war ihm unfaßbar. Der Körper lebte irgendwo weiter. Vielleicht war er in dunkle Ferne gewandert? Er kam aber nicht wieder, und so war er fremd und unheimlich geworden, vielleicht gar böse. Im Traum erschien er zuweilen schreckhaft wieder. Es spukte. Der Tote war zum Wiedergänger geworden, zum lebenden Leichnam. Er hemmte die Lust des im Erdkreis Jagenden. Man mußte ihn bannen, nachdem man ihm das Seine an Waffen, Schmuck und Wegzehrung ins Grab gelegt. Man wälzte schwere Steine über ihn hin, auch Hyäne und Höhlenlöwe durften ihn nicht wieder ausscharren. Er sollte drüben bleiben — im Totenland.

Die Vorfahren der Neandertaler mögen von Osten durch Nordafrika allmählich nach Spanien vorgerückt sein. 1921 wurde in einem Bergwerk bei Broken-Hill in Nord-Rhodesien (Südafrika) ein Schädel gefunden, der wohl einem Seitenzweig des Vorneandertalers angehört. In der Zeit vom Chelléen zum Moustérien jedenfalls dehnte sich der Raum der Menschen von Taubach, La Ferrassi und Schipka, kurz der ersten nachweisbaren Rasse, von Gibraltar durch ganz Mitteleuropa bis Kroatien hin, auch in Kleinasien ist der Neandertaler nachgewiesen. Die Ausbreitung geschah sicher allmählich und stoßweise. Offenbar hatten sich im Lauf der Zeit Horden und Sippen gebildet, die gemeinsam jagten, und endlich weithin über die kurzbewachsene Tundra hinter dem Wilde herschweiften.

Rechnet man für das Solutréen in der späteren Altsteinzeit etwa 25000 Jahre, so darf man die Vorherrschaft der Neandertalrasse über Europa von dem Heidelbergmenschen bis zum Ende des Moustérien auf mindestens 100000 bis 150000 Jahre schätzen. Wie dem aber auch sei — eines Tages hatte ihre Stunde geschlagen. Früher glaubte man an einen gewaltsamen Untergang dieser Frühmenschen. Die Höhle von Krapina in Kroatien mit ihren 500 menschlichen

Skeletten redete anscheinend von einem grauenvollen Entscheidungskampf mit einer neuen Rasse, die vielleicht von Osten aufgetaucht war, sprach ebenso wie die Reste von Taubach-Ehringsdorf bei Weimar von schauderhaftem Kannibalenschmaus. War der plumpe Neandertaler nach hartem Kampfe dem klugen und rascheren Aurignacmenschen unterlegen?

Heute glaubt man nicht mehr daran. In Krapina sind nur Neandertaler gefunden. Diese Rasse hat also, wenn sie überhaupt in die Ahnenreihe des heutigen Menschen (homo sapiens) gehört, entweder aus sich heraus einen neuen Übergang dahin gebildet oder sie ist in einer bereits neben ihr vorhandenen, etwa aus Asien eingedrungenen Menschenart aufgegangen. Ebenso ungeklärt ist bis jetzt die Entstehung der Mongolen und Uraustralier.

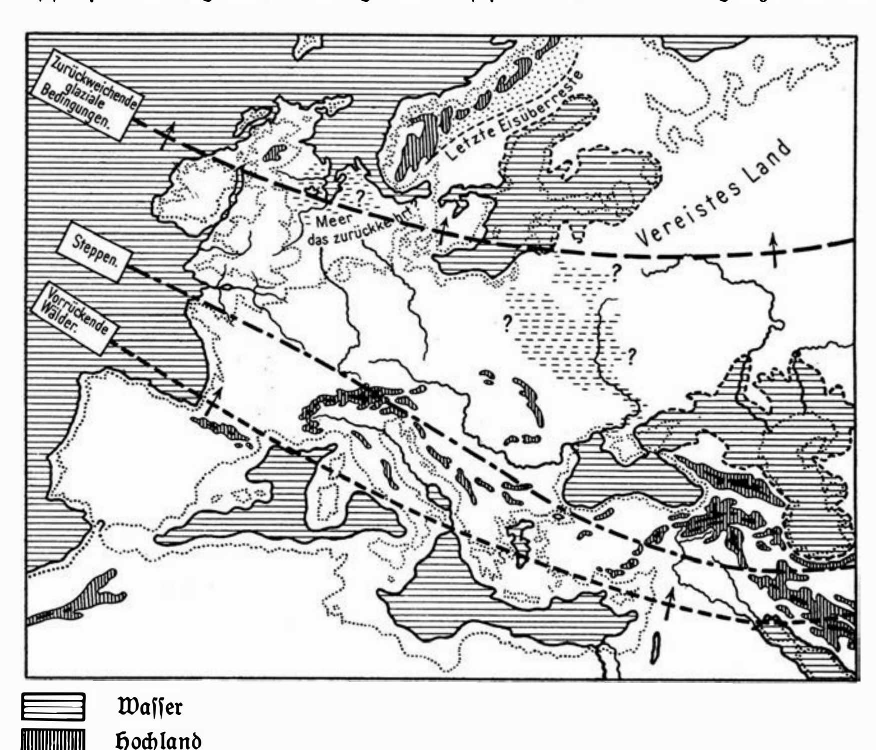
Die Rasse von Aurignac (Jüngere Altsteinzeit)

Über die endlosen Steppen der vierten Nacheiszeit jagte der Sturm. Scharen von Saigaantilopen und Wildeseln tummelten sich damals in den mittleren Breiten Deutschlands. Wie die Baumannshöhle im Harz und die Kalksteinfundstelle von Krapina verraten, hausten der furchtbare Höhlenbär, der Höhlenlöwe und der Wolf in den Klüften unsrer Mittelgebirge. In den Wäldern schlich die Wildkatze, wühlte das gefährliche Merksche Nashorn, suhlte der Riesenhirsch. Der Tierreichtum war unerschöpflich, das Klima im kurzen Sommer trocken und warm, sodaß üppige Grasfluren den Blick weiteten, im langen harten Winter aber fegten eisige Nordstürme über die erfrorene Prärie und jagten manches Getier in den verkrüppelten Busch, den zurückgegangenen Urwald.

Man hat aber angenommen, daß der Lößmensch hinter dem Mammut von Asien her eingedrungen sei, also schon zu Beginn der letzten Eiszeit, da noch die knappe Tundra, moosige Sumpfsteppe, den mitteleuropäischen Raum bedeckte. Und zweifellos lebten die neuen Menschen zunächst mit Tieren einer Tundrenfauna zusammen: dem sibirischen Nashorn, dem Ren, dem Moschusochsen und Eisfuchs. Wir wissen es aus Höhlenzeichnungen und Knochenfunden. Damals zog sich nach und nach die afrikanische Tierwelt (Altelefant, Merksches Nashorn, Flußpferd, Höhlenlöwe) für immer nach Afrika zurück. Dafür wanderte eine nordasiatische Fauna ein: das behaarte Mammut, das wollhaarige Nashorn, das Ren und der Wisent. Die neuen Gletschervorstöße trieben sie zu frischen Weideplätzen nach Westen. Aber die merkwürdige Tatsache, daß Nordspanien und Südfrankreich die Mittelpunkte der Aurignacrasse waren und daß auch Nordafrika eine Zeichenkunst steinzeitlichen Gepräges hervorgebracht hat, lenkt den Blick nach Süden. Allerdings wird die mit Nordafrika zusammenhängende Kunst Ostspaniens nicht dem Aurignac-, sondern dem Menschen des Capsien zugeschrieben.

Die Lößrasse hat jedenfalls ihre dichtesten Siedlungen in Nordspanien, Südfrankreich, Artois, am Mittelrhein, in Böhmen, Mähren und England. Nur ganz wenige Ausläufer finden sich in Südrußland. Auf deutschem Sprachgebiet sind ihre Hauptfundorte Brünn und Krapina, in Südfrankreich Combe-Capelle.

Der Neandertaler konnte mit seiner Schädelform sowohl Langköpfe wie Kurzköpfe hervorbringen. Die Aurignac-Menschen waren nun von ganz anderer

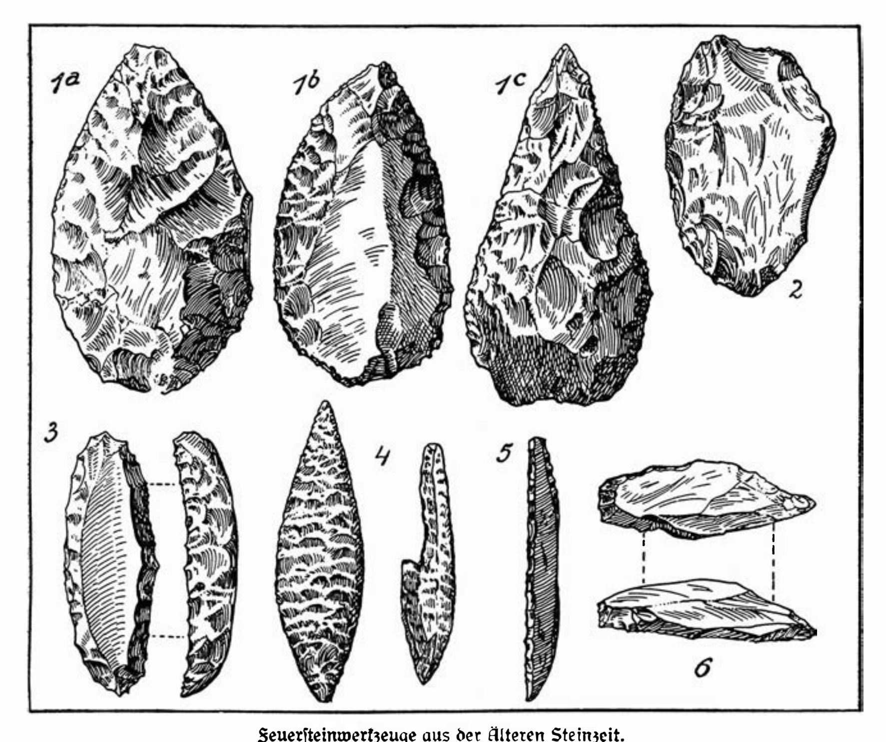


Landkarte von Europa
ungefähr zur Zeit, als die wahren Menschen den Neandertalmenschen in Westeuropa ersetzten. (Nach Wells.)

Gestalt: übertrieben langköpfig, die Stirn höher gewölbt; und Augen, Nase, Mund und Zähne wichen kaum vom heutigen Europäerbild ab. Die neue Rasse kann also nicht von dem Neandertaler abgeleitet werden: sie war freilich kaum größer, aber viel zierlicher, schlanker und beweglicher. Nur fehlte dem senkrecht abfallenden Unterkiefer noch unser Kinn. Die neuen Menschen standen auf der Stufe des höheren Jägertums. Sie durchstreiften in Scharen die endlosen Steppen und erfanden weitreichende Waffen: Schleuder und Speer, zuletzt Pfeil und Bogen. Sie waren geborene Jäger! Zu schnelle Tiere wie die Wildpferde jagten sie in Treibjagden über Felsabhänge hinunter. Vielleicht haben sie diese Übung

den Hyänen abgelauscht. Zu gefährliche, wie den unbezähmbaren Auerochsen (Wisent) oder das Mammut, fingen sie in reisig-getarnten Wildgruben. Im Havelland hat man hinter den uralten Wasserstellen der Eiszeittiere halbkreisförmig aufgereihte Jagdgruben aus der Mittleren Steinzeit entdeckt.

Der Lößmensch war viel klüger und geschickter als der Neandertaler. Vielleicht hatten jahrtausendlange Wanderungen Geist und Körper entwickelt und verfeinert. Seine Herkunft ist unbekannt. Er ist auch nachgewiesen in Schwaben (Sirgenstein), Brünn und Mentone bei Nizza. Zeitgenossen des Aurignac-Menschen sind in England (Galley Hill a. d. Themse), Ostafrika und



Feuersteinwerkzeuge aus der Älteren Steinzeit.
1 Faustkeile, 2 Schaber, 3 Klingenkratzer, 4 (links Lorbeerblattspitze, rechts Kerbspitze), 5 zugespitzte, schmale Klinge, 6 Stichel. (Nach Goeßler.)

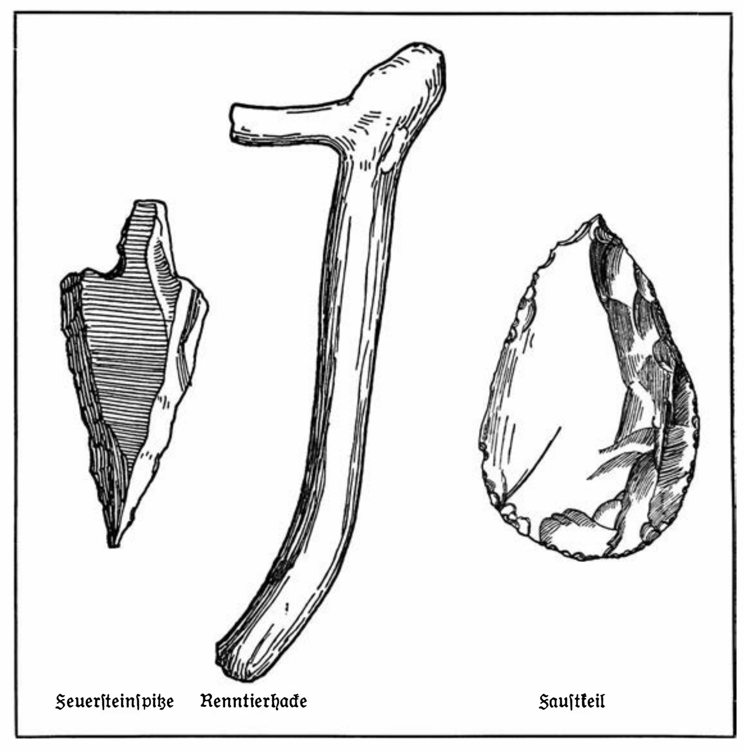
Palästina entdeckt. Er erfand die Herdplatte, insofern er zuerst ein Rund von harten Flußkieseln unter das Feuer legte. Er schmückte sich mit Tierzähnen und Muscheln, die den Toten mit ins Grab gegeben wurden. Die Steinbearbeitung machte große Fortschritte. Aus Feuersteinknollen schlug man schlanke dünne Späne ab. Der plumpe Faustkeil ist verschwunden. Dafür wird jetzt die Steinklinge gebraucht, und Stichel, Bohrer, Kratzer und Schaber zeugen von meisterhafter Bearbeitung besonders der Schnittfläche. Kostbare Steinspeerspitzen und Dolche zeigen sich am schönsten in der Lorbeerblattform des Solutréen, wie man sie im Löß bei Kannstatt fand. Später gingen die

Steppenjäger immer mehr zur Knochenbearbeitung über. Mehr als 2000 Mammutgebeine hat man gefunden, zum Teil nach Arten geordnet, dazu Elfenbein, Renntierstangen, Nadeln, „Kommandostäbe" für kultische Zwecke oder zum Tragen des Wildbrets und Pfrieme.

Ihre Toten begruben zuerst die Lößmenschen in Hockerstellung, schnürten sie fest zusammen, fesselten Arme und Beine und trugen sie dann zur Bestattungshöhle.

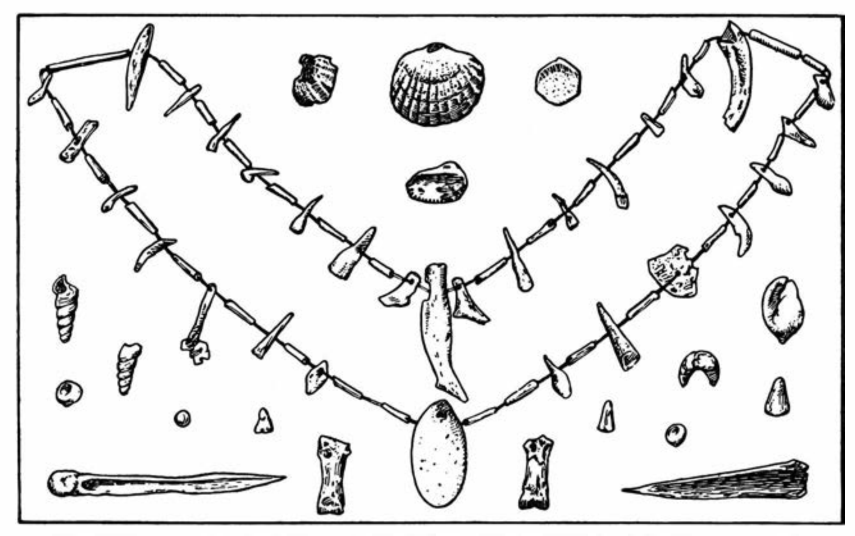
Die Renntierjäger der Cro-Magnon-Rasse (Jüngere Altsteinzeit)

Etwas später, aber doch auf viele Jahrtausende hin gleichzeitig mit den Lößmenschen, lebte noch eine andere Rasse auf demselben Raume Mitteleuropas von Mähren bis Frankreich: es waren die meist nach dem Fundort Cro-Magnon benannten Renntierjäger. Die Fundstätten im einzelnen fallen jedoch nicht zusammen: Cro-Magnon im Dézère-Tal, Chancelade in der Dor-



Altsteinzeitliche Werkzeuge.

dogne, Předmost in Nordmähren, Mentone an der Riviera, Oberkassel bei Bonn und Scharzfeld im Südharz. Eine etwas jüngere Menschenart mit schmalem Hochgesicht ist bei Brünn, Engis und Combe-Capelle entdeckt. Die Fundstelle in Nordmähren ist ein echter Mammutjägerplatz, auf dem 40000 Steinwerkzeuge und Waffen samt den Knochenresten von über 1000 Mammuts lagen. Es ist „ein urgeschichtliches Massengrab von elliptischer Form, das mit einer 40 cm starken Lage von Steinen bedeckt war, flankiert an beiden Seiten von Mammutschulterblättern, außerdem an einer Seite noch von Mammutkiefern, ausgefüllt mit zerfallenen Menschenskeletten, größtenteils in Hockerstellung“ (Klaatsch). Die beiden Skelette in der Kindergrotte von Mentone hat man als Grimaldirasse bezeichnet; sie scheinen negerähnlich.



Schmuck aus durchbohrten Knochen, Zähnen, Schneckenhäusern und Muscheln. (Nach Klaatsch.) (Aurignac- und Cro-Magnon-Zeit.)

Geheimnisvoll mutet uns Deutsche auch die sogenannte Steinkirche bei Scharzfeld im Harz an. Es ist eine kleine Halle von etwa 30 m Länge und 6—8 m Breite, im Mittelalter wirklich als Kirche benutzt. Hier fand sich unter dem mittelalterlichen Gräberfeld eine 80 cm breite Aschenschicht mit einem großen Dolomitstein, der als Herd benutzt worden war. Feuersteinmesser beweisen die hochentwickelte Kunst der Steinbearbeitung. Auch dünne Quarzitplatten (uralte Bratpfannen), eine Knochennadel zum Vernähen von Fellkleidern fand Jakob-Friesen, vor allem aber eine Unmenge von Tierknochen (Bison, Pferd, Ren, Reh, Hermelin, Eisfuchs, Schneehase, Waldkauz, Alpenschneehuhn, Hecht u. a.). Wahrscheinlich hat hier im Magdalénien vorübergehend eine Jägerhorde gehaust. Der Neandertaler hatte wohl vor allem Schleichjagd betrieben. Urstier und Bison bezwang man durch Grubenfang. Zuletzt jagte man in Massen-Treibjagd Wildpferde, Hirsche und Wildrinder über Felsenabhänge.

Die Renntierjäger begruben ihre Toten sehr sorgfältig, manchmal in besonderen Gruben, manchmal unter verlassenen Herdstätten. Auch Steine fanden sich aufgestellt um das Skelett, zuweilen ergaben aufgetürmte Blöcke die Urform der Steinkiste. Mehrfach lagen die Toten in rotem Eisenocker. Ein Kind aus dem Mährener Löß trug ein Halsband mit 14 Elfenbeinperlen, ein großer Mann aus Mentone ein Kopfnetz aus 200 durchbohrten Muscheln und 22 Hirschzähnen. Andere Beigaben bezeugen, daß die Renntierjäger an ein Leben nach dem Tode glaubten. Nach spanischen Felsbildern gingen die Männer des Jungpaläolithikums nackt, oft mit Kopfschmuck, Rückenwedel und Kniezier; die Frauen wenigstens mit nacktem Oberkörper und glockenförmigem Hüftrock.

Die Cro-Magnon-Menschen sind eine Mischrasse. Sie waren sehr groß (180 bis 182 cm). Sie hatten von Zeitgenossen des Neandertalers derbe Glieder und die große Kopfbreite geerbt, vom Aurignac-Menschen die schöne hohe Stirnwölbung und das Gesicht — von beiden den Langschädel.

Die Renntierjäger scheinen handwerklich begabt gewesen zu sein. Sie erfanden die Harpune und folgten im Ausgang der vierten Eiszeit dem Ren, das hinter dem abschmelzenden Eise her in mächtigen Rudeln nach Norden wechselte. Es mag vor etwa 15000 Jahren gewesen sein. Sie greifen also hinüber in jenes Alter, das man auch als Mittlere Steinzeit (12000—3000 v. Chr.) bezeichnet. Nord- und Ostsee bildeten in ihrem ersten Abschnitt, der Yoldiazeit, noch ein riesiges Eismeer. Die Yoldia ist eine nagelgroße, dünne, damals überall verbreitete Muschel. Sie wurde abgelöst durch die nur knopfgroße Napfschnecke der Ancyluszeit. Damals bildete sich endlich über Jütland und Seeland hin eine feste Landbrücke. In der Litorina-Zeit aber, genannt nach der Verbreitung der Gemeinen Strandschnecke, zogen die Renntierjäger in größeren Horden nach Skandinavien. Wahrscheinlich haben wir in ihnen oder den Aurignac-Menschen Vorfahren der Indogermanen zu sehen.

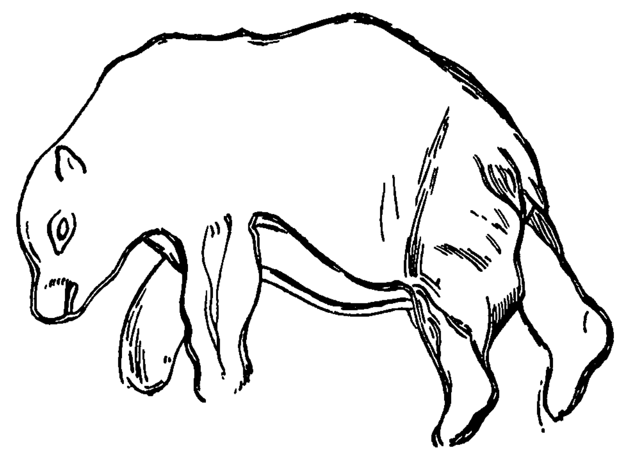
Die Kunst der Eiszeit

In das Zeitalter des Menschen von Aurignac fällt die Geburt der Kunst. Dem Neandertaler fehlte sie anscheinend noch — obgleich wir Sinn für Gleichordnung und Körperbemalung bei ihm feststellen —, bei der hochbegabten Lößrasse würden wir sie ohne weiteres vermuten. Aber ihre erstaunliche Höhe hat die Forscher unsrer Zeit immer wieder irregeführt, zuletzt freilich allgemein zur Bewunderung hingerissen.

Abgesehen von Tierzeichnungen auf Knochengerät und Kleinbildwerk ruht sie an den Wänden jener merkwürdigen spanischen und südfranzösischen Höhlen, deren Hunderte entdeckt sind und deren Zeichnungen, Felsritzungen und schließlich mehrfarbige Malereien alle Begriffe über den Urmenschen umgestoßen haben. Die älteste Kunst war ein Kind der Natur — wie sollte

es anders sein! Sie beginnt mit der neuen von Süden oder Osten eingewanderten Rasse. Ihr Ursprungsgebiet ist unbekannt, der Schwerpunkt ihrer sichtbaren Entwicklung liegt in Kantabrien und Südfrankreich. Wie mag sie entstanden sein?

Sie beginnt mit Handumrissen auf Ocker, mit dem Abklatsch der farbebeschmierten Handfläche. Dann werden solche Handbilder zu Kränzen geordnet. Die Kunst hebt spielend an. Die Vorstellung des handwerklichen Schaffens überhaupt vermählte sich mit dem Gedanken der Ähnlichkeit. Die Steinzeitmenschen kannten bestimmte Werkzeuge, die schlauen Jäger lasen die verschiedenen Spuren des Wildes ohnehin wie Handschriften. Fährten und Kratzfüße waren ihnen sehr vertraut. Sie suchten dergleichen nachzubilden. Anfangs freilich setzten sie wirre sinnlose Linien an die Wand, ge-



Höhlenbärzeichnung eines Diluvialmenschen in der Felswand der Höhle von Combarelles (Südfrankreich). (Nach Brenil.)

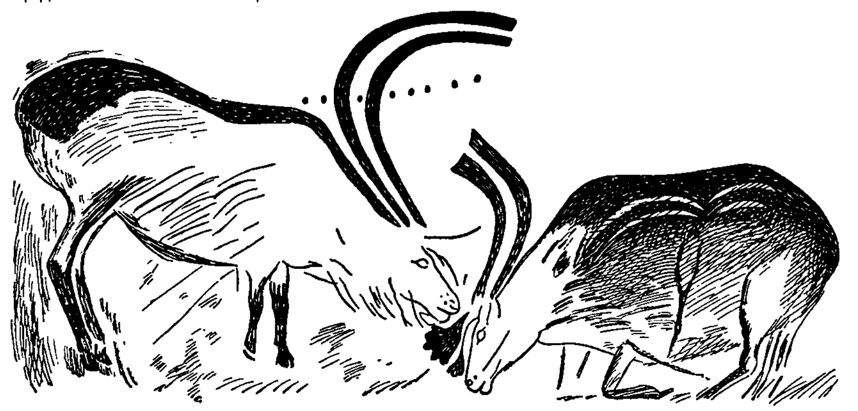
schlängelt, gestrichelt, noch kindhaft gespielt. Plötzlich ward irgendwo ein Ganzes zum Tier. Die Kunst war geboren, eine Schöpfung des Menschen, sie trat neben die Natur.

Die schönste aller Höhlen ist die von Altamira bei Santander in Spanien. Sie wurde 1868 zufällig durch einen Jäger entdeckt, der einen Fuchs verfolgte. Sautuola beschrieb sie, ganz Spanien wanderte nach dem Weltwunder, nur die Wissenschaft lehnte die Möglichkeit einer so vollendeten Frühkunst ab. Das kann nicht überraschen. Denn die Malereien waren so frisch, als seien sie gestern mit Öl aufgetragen. Dies liegt daran, daß der Eingang schon in ganz früher Zeit verschüttet wurde, so daß die Luft keinen Zutritt hatte. Die Höhle ist 280 m lang und enthält mehrere große Säle mit über 150 Malereien, Ritzungen, menschenähnlichen Zeichnungen und Handabdrücken. Noch mehr Kunstwerke brachte die Höhle von Les Combarelles, nämlich weit über 300 Bilder, darunter 116 Pferde, 37 Bisons, 19 Bären, 14 Renntiere, 13 Mammute, 5 Löwen, 39 meist maskierte Menschen. Und

fast ebenso Bedeutsames bot die Höhle von Font de Gaumes: mehr als 200 Bilder, darunter 80 Bisons, 40 Pferde und 23 Mammute!

Diese Eiszeitkunst ist zunächst Naturnachahmung, also Naturalismus, unglaublich gut gesehen, und erhebt sich vom einfachen Umriß über plastisch-schattierte einfarbige Malerei zu einem ersten Höhepunkt zarter Tier-Gravierung. Auf dem Gipfel entfaltet sie wahre Graffitis (kunstvolle Kratzzeichnungen), eine ungeahnte mehrfarbige Malerei, eine Verschmelzung feinster Grabstichelarbeit und wirkungsvollen Farbensinns. Endlich geht sie in die malerische Darstellung langer Zweige, Punktlinien und eine Art geometrischen Stils über.

Diese Kunst hebt an im Aurignacien und gipfelt im Magdalénien. Sie ist deutlich in drei Landschaften geschieden: den frankokantabrischen Norden, Ostspanien und Nordafrika.



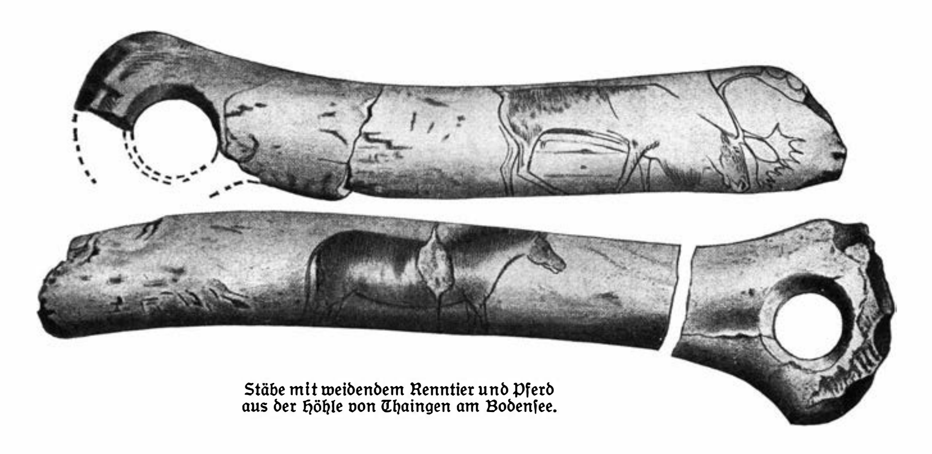
Renntiere. Wandgemälde aus der Höhle von Font de Gaume. (Nach Klaatsch.)

Wie verhalten sich die damaligen Bewohner Deutschlands und Mitteleuropas zum Wunder der Kunst? Auch hier finden wir ähnliche Zeichnungen, jedoch niemals Wandmalereien. Ein deutsches Höhlengebiet ist z. B. Westfalen. Die größte ist die Balver Höhle: 85 m lang, 18 m hoch und 11 m breit. Es ist eine herrliche Flußhöhle mit Tonnengewölbe. Zahlreiche andre liegen im Sauerland sowie an Emscher und Lippe. Überall finden wir altsteinzeitliche Kulturschichten.

1932 ist z. B. in einer Grotte der Schwäbischen Alb ein unerwarteter Fund gemacht worden. Zwischen Ulm und Heidenheim bei dem Orte Stetten liegt der sogenannte „Vogelherd", eine Landschaft, deren Felsen viele Höhlen bergen. Nun hatte ein Dachs einige Steinwerkzeuge hier ans Tageslicht befördert. Ein Naturfreund machte eine zuständige Stelle darauf aufmerksam, und so wurde nachgeforscht, woher diese merkwürdigen Steinwerkzeuge stammten. Man stieß dabei auf eine bisher noch nicht erforschte Grotte. Nachdem der Eingang freigelegt worden war, grub man in der Höhle nach und legte verschiedene Kulturschichten bloß. Die große Zahl der gefundenen Stein-

werkzeuge stammt aus der Moustier-, Aurignac- und Magdalenien-Stufe der Älteren sowie aus der Jüngeren Steinzeit. Man erhält dadurch eine Bestätigung unsers Wissens von der zeitlichen Abfolge der einzelnen Steinzeitkulturen. Der große Reichtum des Eiszeitmenschen, unter denen sich Mammut, Nashorn, Pferd, Wildrind, Hirsch, Löwe und andere Raubtiere befanden, gestattet Rückschlüsse auf die klimatischen Verhältnisse, die in den einzelnen Perioden geherrscht haben, und eröffnet Ausblicke auf den stammesgeschichtlichen Wandel der Tierwelt in dieser europäischen Frühzeit.

Von besonderem Wert war der Fund zweier altsteinzeitlicher Menschenschädel, von denen einer sicherlich dem Aurignac angehört und somit der erste dieser ältesten Rasse des homo sapiens auf deutschem Boden ist. Neben diesen Schädeln wurden nun zehn Elfenbeinskulpturen gefunden, die außerordentlich



Stäbe mit weidendem Renntier und Pferd aus der Höhle von Thaingen am Bodensee.

naturgetreue Darstellungen von Tieren jener Zeit, so von Panthern, Wildpferden, Mammut usw. darbieten. Die erstaunliche Lebendigkeit dieser Kunstwerke rückt sie in die Reihe der besten Arbeiten des vorgeschichtlichen Menschen und zeigt, daß diese Höhlenbewohner der letzten Eiszeit ein hervorragendes Formengedächtnis, eine vorzügliche Technik der Elfenbeinschnitzerei und einen vortrefflichen Kunstgeschmack besaßen. Diese Kunstsachen stammen aus der Aurignackultur.

Eine große Reihe von Grotten verrät auch sonst in Mitteleuropa bis an den Don die Tätigkeit der Aurignac- und Cro-Magnon-Menschen. So erbrachte das Keßlerloch (Thaingen) bei Schaffhausen die berühmte Knochenzeichnung des weidenden Renntiers (siehe oben) und einen Moschusochsen, insgesamt zehn Stücke; Wildscheuer an der Lahn einen Vogelknochen mit gleichmäßigem Zickzack-Ornament; Schussenried bei Ulm den Hinterschenkel eines Tiers im Magdalénienstil; die Gudenushöhle an der Kleinen Krems in Österreich die Knochenzeichnung eines Renntierkopfes; eine Grabung in Brünn eine

kleine Menschengestalt aus Elfenbein von 25 cm Höhe; die Klausenhöhle bei Kelheim eine Kalksteinplatte mit sehr fein graviertem Pferdekopf, einen Kommandostab mit phantastischem Tierkopf in Vorderansicht, ferner die einzige Mammutdarstellung auf deutschem Boden. In Oberkassel bei Bonn kamen Tierbruchstücke zutage und bei Nördlingen drei weibliche fettleibige Gestalten, auf Kalkstein geritzt, sowie das Bruchstück eines Menschen mit Tierschwanz, in Mainz der Torso einer Frauenfigur; in Unter-Wisternitz (Mähren) die Schnitzerei eines Mammuts.

Kalksteinfigur von Willendorf b. Linz.

Die Ausbeute ist also erheblich spärlicher als im Südwesten, wo wir auch Menschendarstellungen aus dem Jagd- und Höhlenleben von unverblümter Kraßheit sehen. Aber dafür ist in Willendorf an der Donau das beste Keinbildwerk überhaupt gefunden worden, verwandt den Figuren von Brünn, Mentone und Brassempouy. Die Gestalt ist aus Kalkstein geschnitzt und 11 cm hoch. Spuren von Bemalung sind deutlich erkennbar. Sie ist vorzüglich erhalten, nur die Füße sind abgebrochen. Die Frau steht aufrecht mit bis zum Knie geschlossenen Beinen da. Sie ist völlig nackt und sehr dickleibig, mit mächtigen Hängebrüsten, quellenden Hüften und Bauch. Eigentümlich ist die Haltung der Frau: sie hat den Kopf demütig gesenkt und die Hände auf die Brüste gelegt, als ob sie bete. Die ganze Arbeit ist ein Meisterwerk. Daß man jedoch dies Weib nicht für eine echte Aurignacfrau halten darf, beweist eine zweite, 1926 in Willendorf gefundene Statuette: sie ist aus Mammutelfenbein geschnitzt, 23 cm hoch und damit die größte aller Steinzeitfiguren. Aber sie ist überaus schlank wie die vielen Männer des Capsien an den ostspanischen Felswänden.

Wie ist die kleinere Willendorferin zu deuten? Gibt sie das Wirklichkeitsbild einer Frau der Neandertalrasse, deren Männer vielleicht größtenteils untergingen? Formt sie das Idealbild eines mütterlichen Weibes mit gesteigerten Ausdrucksformen? Ist es etwa gar eine Fruchtbarkeitsgöttin?

Diese Frage vermag nur ein Blick auf die Religion des Eiszeitmenschen zu klären.

Religion der Eiszeitmenschen

Die Vorgeschichte hat erst neuerdings in die Erörterung über die Religion des Urmenschen eingegriffen. Und sie kann mancherlei zur Erforschung vergangener Seelenzustände beitragen, aber nur im Verein mit Religionswissenschaft und Völkerkunde. Denn alle ihre Funde bleiben Einzelheiten, die noch nicht einmal eindeutig sind. Man muß sich daher sowohl in der Beurteilung von Altertümern wie in der Erfassung von Seelenzuständen hüten, einen Teil für das Ganze zu nehmen und die Frage aus einem Punkte zu beantworten.

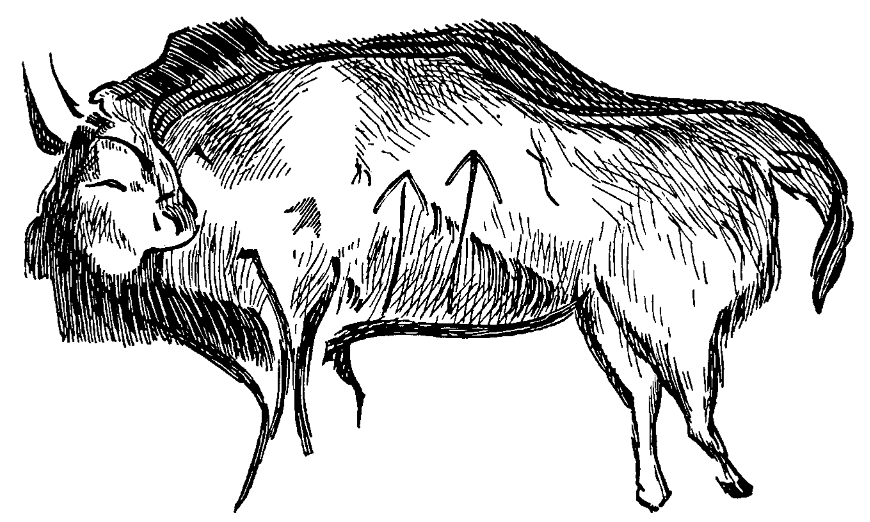
Auch für die Urgeschichte gilt Rankes Wort: „Jedes Zeitalter ist unmittelbar zu Gott." Auch das Tier hat eine Seele. Es geht nicht an, die Entstehung der Religion aus einer einzelnen Erscheinung, etwa Furcht, Traum, Gewitter, Krankheit, Tod oder Gesellschaft zu erklären. Die Seele des Naturmenschen war eine Einheit, wahrscheinlich viel stärker als die unsrige. Erkenntnis und Wissen waren unendlich geringer, Triebe und Ahnung unendlich sicherer. Auch dem Urmenschen trat die Wirkung Gottes irgendwie entgegen, und zwar überall, auf Schritt und Tritt. Ob und wie er Gott empfand oder erkannte, ist eine zweite Frage. Klaatsch hat die Australier als einsam abgeirrte Rasse mit dem Aurignacmenschen verglichen. Aber gerade bei den heutigen Naturvölkern hat man den Religionsbrauch von einem dahinter ruhenden (also stummen) Glauben an den Großen Bruder, den Großen Geist oder gar den Vater zu unterscheiden. Auch heute sind ja Kirche und Religion nicht dasselbe.

Wir können daher nur über religiöse Bräuche und Zwangsvorstellungen des Urmenschen einiges wenige aussagen, über seine Religion als Ganzes so gut wie nichts. Wahrscheinlich war der Schritt vom triebhaften Tier zum bewußten Menschen auch der Ursprung des Religiösen.

Es mag sein, daß der Neandertaler, der angeblich auf prämagischer Stufe lebte, deutlich empfand, wie überlegen ihm das Tier durch Sinnenschärfe und Instinktsicherheit war. So wählten, wenigstens in der Jüngeren Altsteinzeit, ganze Sippen sich ihr Wappentier (Totem). Es war heilig und durfte nicht erlegt werden. Alle Verehrer des Totemtiers enthielten sich jeder ehelichen Verbindung untereinander. Frauenraub und Totschlag innerhalb dieses Verbandes blieben streng verboten. Überraschend war für uns die planvolle Aufspeicherung von Höhlenbärresten im wildromantischen Drachenloch bei Sankt Gallen. Vielleicht handelt es sich hier um Opfer zur Versöhnung der verfolgten „Höhlenbärensippe". Ein Denken über Göttliches lag dieser Stufe fern, das religiöse Urempfinden blieb dumpf. Und doch empfand wohl schon der Neandertaler auf jedem Pfade die gewaltige Macht, die ihn umwand, bedrückte, erhob und ihm tausend Rätsel stellte. Nichts Persönliches war das, was die Australier Joia, die Polynesier Mana nennen. Aber die kraft- und wundergeladene Vielfalt alles Lebendigen von der Geburt bis zum Tode und von der Mücke bis zum Feuerberg umschwang auch den Eiszeitmenschen. Vieles

mußte ihm besonders auffallen, besonders gefährlich oder auch hilfreich erscheinen. Tabu nennen es die Polynesier. Im übrigen läßt sich bei dem Neandertaler nur Vereinzeltes feststellen: vielleicht Amulette von Bergkristall, Ehrfurcht gegen Verstorbene, Familiengräber und Leichenschmaus zur Einverleibung der Kraft des Geopferten.

Gewisse Anzeichen deuten aber darauf hin, daß Aurignac- und Cro-Magnon-Mensch (also das Jungpaläolithikum) bereits im Zauberglauben lebte. Magie (Zauberei) ist weniger unentwickeltes als völlig anderes Denken. Magie zerlegt nicht begrifflich und sucht nicht nach Weltansicht — Magie handelt und wirkt, besessen vom Tabu-Ding, das es zu einem Sonderwert erhoben, auf die Umwelt ein, um sie zu beherrschen. Magie bedeutet seltsame In-Eins-Setzung aller Dinge und Begriffe. Irgendeine Ursache kann zum Beispiel viele



Verwundeter Bison. Kohlezeichnung aus der Höhle von Niaux. (Nach Goeßler.)

unlogische Wirkungen haben. Der Pfeil, auf das Höhlenbild des Bisons abgeschossen, trifft draußen irgendwo das wirkliche Tier, das vielleicht meilenweit entfernt ist. Der Schuß ist nicht Ursache des Todes, sondern sowohl Bild und Tier als auch beide Vorgänge sind dasselbe. Der Raum ist also aufgehoben, die Zeit verneint. So entsteht Jagdfernzauber, Tötungs- und Fruchtbarkeits-, vor allem auch Spielzauber. Zunächst gebraucht man Tiermasken wohl nur, um das Wild zu überlisten. Dann empfand man die Ähnlichkeit, zuletzt die Gleichheit mit dem Tier. Der Mensch konnte Tier werden. Nach und nach gewann die Maske, gewannen die Tänze Zauberbedeutung. Und weil es auf Gleichheit ankam, strebte auch die Kunst nach äußerster Ähnlichkeit. Dies magische Zeitalter setzt etwa ein gegen Ende des Aurignacien und endet am Ausgang der Eiszeit im Animismus, im Seelenglauben. Die Anfänge der Kunst sind also nicht Religion, sondern Spiel.

Daß aber dann die Bilder magischen Sinn empfingen, beweisen uns Pfeile, die auf das Tier zufliegen, beweist die Tatsache, daß bemalte Höhlen als geweihte Stätten aufzufassen sind. Man fand dort niemals Werkzeuge. Dort wohnte niemand, dort opferte man und trieb Magie. In anderen Grotten kann man Spuren von Fruchtbarkeitszauber nachweisen. Noch andere Bilder tragen Einschüsse, wieder andere zeigen maskierte Menschen. Diese Maskentänzer erinnern an die Vermummungen religiöser Männerbünde und legen Dämonenkult nahe. Vor allem ist mehrfach das Zaubern selbst dargestellt. Auf die Verehrung von Ahnenschädeln, Schädeljagd und vielleicht gar Menschenopfer deuten weitere Funde hin. Überhaupt entstanden schon früh die Anfänge des Ahnenkults. In der Höhle von Birseck bei Basel fand man 133 bemalte Kiesel: Stücke gewaltsam zertrümmerter „Seelensteine". Feinde wollten den Stamm des Ahnenschutzes berauben. Geometrische Felszeichnungen der Sierra Morena scheinen Ahnenreihen wiederzugeben.

Aus diesen Zusammenhängen folgt nun aber auch, daß die Figur von Willendorf noch keine Göttin darstellen kann, sondern das möglichst ähnliche Bild eines Eiszeitweibes, ja, daß für den Aurignacmenschen Bild und Weib als Fruchtbarkeit, als Weib schlechthin, zusammenfielen.

Rassen der Nacheiszeit, Vorschau auf die Mittlere und Jüngere Steinzeit

Auf die Eiszeit (Diluvium) folgt die erdgeschichtliche Gegenwart, das Alluvium. Die hohe Kunst und Frühkultur der älteren Steinzeit ist erloschen, setzt sich aber im sogenannten Azilien und Tardenoisien abfallend fort. Damals, während der Mittleren Steinzeit, müssen weite Wanderungen die vorhandenen Rassen zersplittert und teilweise miteinander vermischt haben. Es ist jedoch der Forschung bisher noch nicht sicher geglückt, die heutigen europäischen Rassen aus denen der Eiszeit abzuleiten, obgleich glänzende Versuche dazu gemacht sind.

Vielfach wird angenommen, daß sich aus der Aurignacrasse zwei Abarten entwickelten: die Cro-Magnon- und die in Belgien beobachtete Furfoozrasse. Aus dem Cro-Magnon-Menschen sei dann einerseits die Nordische Rasse mit ihrer hellen binnenskandinavischen und ihrer dunkelhaarigen atlantischen Spielart, andrerseits die westische oder Mittelmeerrasse hervorgegangen; aus der Furfoozart aber die ostische oder Alpenrasse, während die dinarische Rasse möglicherweise aus Vorderasien eingewandert sei. Der geschichtliche Hergang mag etwa folgender sein. Die ältesten in Deutschland nachweisbaren Rassen sind der Heidelbergmensch von Mauer und der Neandertaler. Am Ende des Diluviums finden wir den Aurignac- und den Cro-Magnon-Menschen. Der Norden ist nach dem Abschmelzen der Vergletscherung um 15000—12000 von

Deutschland her zuerst besiedelt worden, und zwar von Langköpfen. Im Norden entstand die Nordische Rasse. Von ihrem Körperbild weichen die kurzköpfigen Borreby- und Lyngby-Leute ab: man hat diese an Ofnet-Schädel erinnernden Mischlinge für eingeführte Sklaven erklärt. Im Neolithikum wandert von Asien her die kurzköpfige Alpine (Ostische) Rasse ein (Ofnet-Höhle). In Süddeutschland ist sie seitdem nie wieder ganz verschwunden. Noch etwas später drängt aus Vorderasien über den Balkan her die gleichfalls kurzköpfige, körpergroße und kriegerische Dinarische Rasse. Inzwischen begann schon am Eingang der Jungsteinzeit die Nordische Rasse in wiederholten mächtigen Stößen über ganz Deutschland, ja Europa, auszustrahlen. Am Rande des heutigen Europa sitzen außerdem in Ostrußland und Finnland die Mongolen, im Südosten die Vorderasiatische und Orientalische, in Nordafrika die Hamitische Rasse. Andere Forscher wiederum haben außer den vier genannten noch weitere Rassen angenommen, so daß einstweilen alle Ableitungen aus den Eiszeitstämmen nur mit großer Vorsicht aufzunehmen sind. Die Mittlere Steinzeit ist eben, verglichen mit der Eiszeit sowohl wie mit der Jüngeren Steinzeit, ein mächtiges Intervall mit verhältnismäßig wenigen Funden. Gewichtige Stimmen haben daher etwa in den Beginn dieses Abschnitts die große Flut verlegen wollen, die in den Sagen so vieler Völker wiederkehrt und nach Platos Zeugnis um 9000 v. Chr. eintrat. Jedenfalls bietet die Mittlere Steinzeit gerade in Deutschland und Nordeuropa ganz neue Anfänge.

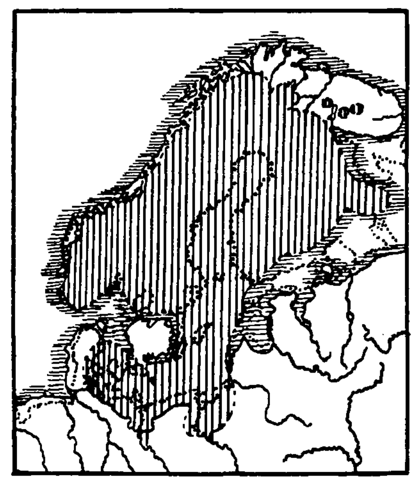
Mittlere Steinzeit
(10 000—4000 v. Chr.)

Die Mittlere Steinzeit hat allmählich Dänemark, Skandinavien und die heutige Ostsee geformt. Schon die letzte Eiszeit bedeckte nur noch einen Teil von Norddeutschland bis zu einer Linie Flensburg — Schleswig — Lübeck — Wittstock — Havelberg — Brandenburg — Kottbus — Glogau — Plock. In drei großen Atemzügen entstehen mit dem Abschmelzen des Eises die neuen Bodenverhältnisse.

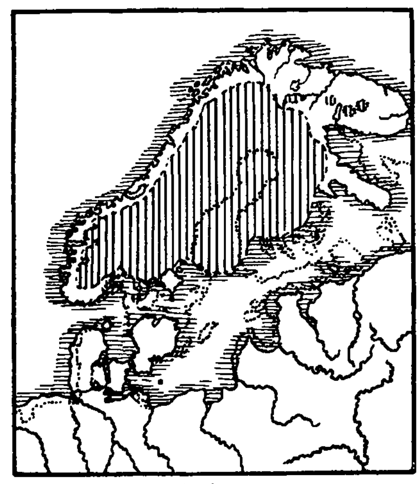
Die Yoldiazeit setzt ganz Finnland, Götaland und Södermanland unter Wasser, so daß Südschweden zum Eiland wird. Die Belte sind noch nicht geöffnet. Die Ostsee ist also damals ein großer Meeresarm zwischen Eismeer und Nordsee, Skandinavien eine Insel. Die Kälte schwindet mehr und mehr, die Weißbirke wird zum vorherrschenden Baum. Wir nahmen an, daß die Cro-Magnon-Menschen in vereinzelten Horden bereits zu Beginn der Nacheiszeit mit dem Renntier nach Norden an den Rand der ungeheuren Gletscherdecke wanderten. Zur kälteren Tundrenzeit wäre danach der Mensch in die Norddeutsche Tiefebene vorgestoßen und hätte sich dort während des wärmeren Steppenklimas der Yoldiaspanne mit ihren eingestreuten Espen- und Birkenwäldern weiter ausgebreitet. Da entwickelt sich die Lyngbykultur

in Seeland, Jütland, Schleswig und Holstein. Ihre Träger sind unstete Jäger und Fischer. Ihnen ist die wichtige Erfindung des Beils aus Renntiergeweih zuzuschreiben, sie gebrauchten Pfeilspitzen aus Feuerstein.

Ein neues Bild bietet die Ancyluszeit. Das Wasser hatte sich so weit verlaufen, daß die Ostsee ein Binnenmeer mit Süßwasser wurde. Skandinavien war mit der Insel Südschweden zusammengewachsen, Sund und Belte waren geschlossen. Zunehmende Milde führte vom Süden Kiefer, Weide und Espe, vom Osten Bergulme, Schwarzerle, Winterlinde und Hasel herein. Dagegen waren die Großtiere der Eiszeit: Mammut, Nashorn und Höhlenbär nicht mitgewandert. Nur der gewaltige Wildstier oder Ur, von dem noch Caesar sagt, daß er unbezähmbar und nur wenig kleiner als der Elefant sei, sowie der noch heute in Wildparks gezüchtete Auerochs (Wisent, Bison) durchschnob die nordischen Wälder. Im übrigen war die freilich viel reichere Tierwelt schon dieselbe wie heute.



a) Letzte Eiszeit.



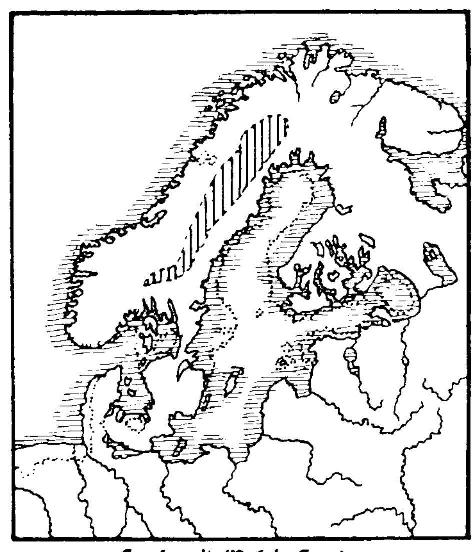
b) Yoldiazeit.

Eiszeit und Ostsee. (Nach de Geer.)

In diesen Abschnitt fällt die Kultur von Maglemose (bei Mullerup an der Westküste Seelands). Andere Fundstellen liegen bei Fernewerder in der Mark und im Rhinluch. Es ist noch immer Jäger- und Fischerkultur. Maglemose heißt „Großes Moor", war aber zu jener Zeit eine Seesiedlung wie die Havelfundstätten. Man hat dort Blockhäuser mit waagerecht übereinander gelagerten Wandhölzern entdeckt, nicht ganz unähnlich den heutigen Spreewaldhäusern. Außer dem Wild scheinen Fische und Haselnuß die Hauptnahrung gewesen zu sein. Das Wild fing man in beutelförmigen, 2—3 m tiefen Gruben. Das Reh fehlt. An einer Stelle bei Fernewerder liegen 24 solcher Vertiefungen in drei Halbkreisen hintereinander. Im Moore von Duvensen (Lauenburg) hausten die Horden den Sommer über im Rohrsumpf. Ihre Wohngrube war rund und maß etwa 5 m im Durchmesser; über das Dach ist nichts bekannt. Der Boden war mit Reisig und Rindenholz bedeckt.

Etwas jünger sind Siedlungen bei Gudenaa in Jütland, bei Oldesloe und Aarhus.

Hier fand man Holzwerkzeuge, z. B. ein dem australischen Bumerang ähnliches Wurfholz, vor allem auch die Zwergwerkzeuge oder „Mikrolithen". Es sind winzige Steingeräte, die massenhaft z. B. in ganz Norddeutschland und Polen, ja sogar in Rußland, Indien und Nordafrika vorkommen. Sie entsprechen der Stufe des französischen Tardenoisien I. Wahrscheinlich gebrauchte man sie nur geschäftet. Daneben fertigte man Angelgerät mit und ohne Widerhaken aus Knochen, ferner Bernsteinschmuck, Fischschuppmesser, Hirschgeweihhacken und vervollkommnete Beile (Kernbeile und Spalter) aus Feuerstein oder Horn. Auf ihnen hat sich die früheste Kunst des Nordens erhalten: es sind eingebohrte Grübchen, kettenartig gereiht, Ritzungen, Linienmuster nach Weberart, einmal auch mit schwarzem Birkenteer gefüllte tiefere Furchen. Sogar Tiere erscheinen: eine Hündin auf Hirschgeweih, ein Vierfüßler auf Knochen, ein Mensch mit mehreren Vögeln auf einem dänischen Fischschuppmesser. Auch die „Binsenkeramik" des Rhinluchs (der Anfang der Töpferei) scheint in die Maglemosezeit hinaufzureichen, außerdem die Zähmung des ersten Haustiers — des Hundes. Es ist der vom Schakal abstammende Torfspitz. Erst in der Bronzezeit tritt der vom Asienwolf gezüchtete Vorfahr des Schäferhundes auf. Eine andere wichtige Fundstätte dieser Zeit liegt bei Tannstock am Federsee in Württemberg. Dort wurden die Reste von 87 Wohnplätzen aufgedeckt mit meist ovalen eingetieften Böden und Feuerstellen. „Wo diese fehlen, darf man annehmen, daß die Bauten Vorrats- und nicht Wohnräume waren. Spuren der Umwandung der Hütten, die im Durchschnitt 3,50 m lang und 2 m breit waren, konnten mehrerenorts festgestellt werden; sie bestand aus 30—35 cm starken Reisiggeflechten, die von stärkeren Stangen gestützt wurden und etwa ein Drittelmeter tief im festen Lehmgrund eingesetzt ruhten. Da die Höhe des zeltartig, also leicht schräg nach innen geneigten Wandgestänges sich annähernd auf 2,20 m belief, gewinnt man den Eindruck etwas niedriger, aber sehr wetterfester Wohnbauten, die wohl mit Schilf und Rinde bedeckt waren, wie dies für die neolithischen Hütten des Federseemoores belegt ist."



Ancyluszeit. (Nach de Geer.)

Und wiederum atmet die Erde, die Belte brechen auf, langsam gewinnt der Norden sein heutiges Gesicht. Die Litorinazeit beginnt. Die Ostsee ist zum Salzmeer geworden, überall erscheinen Auster und gemeine Strandschnecke. Die Wärme steigert sich bis über das heutige gemäßigte Klima hinaus, in mächtigen Fichten- und Eichenwäldern braust der Sturm, während die Kiefer zurücktritt.

Eigentümlich sind diesem Abschnitt die riesigen Muschelhaufen, in denen wir die Küchenabfälle (Kjökkenmöddinger) der Menschen von Ellerbek bei Kiel und Ertebölle in Jütland erkennen. Dazwischen finden sich Steinherde, behauene (nie geschliffene) Steinwerkzeuge, verfeinerte Spalter und Kernbeile und vor allem Keramik. Es sind dickwandige, unglasierte rohe Töpfe mit spitzem Boden. Der Ton ist mit Sand durchsetzt und schwachgebrannt, die Form geschweift; Verzierung tritt erst später hinzu. Diese Kultur hat sich dann nach Norden in der „Arktischen Steinzeitkultur" fortgesetzt mit ihren eigenartigen Geräten aus Schiefer.

Die wenigen Menschenschädel des Litorina-Abschnitts zeigen übrigens Kurz- und Langköpfe nebeneinander. Schon die Cro-Magnon-Rasse kannte ein niedrig-breites Gesicht neben dem schmal-hohen von Combe-Capelle, Engis und Brünn. Manches deutet darauf hin, daß ein Teil dieser Ostseebewohner einst aus dem iberischen Südwesten kam, während die Kultur der Ostränder des Baltischen Meeres durchaus nach Rußland weist.

In Süddeutschland aber haben die fundreichen beiden Ofnethöhlen bei Nördlingen ganze Nester von Rundkopfschädeln zutage gefördert, die wie Eier darin lagen, alle mit dem Blick nach Sonnenuntergang. Nur die Köpfe waren hier beigesetzt, ein Brauch, der schon im Paläolithikum aufkam. Es sind vorwiegend Kinder, meistens Mädchen. Ihren Schmuck bildeten Muscheln und Hirschzähne; im ganzen fand man 4000 Schnecken und 200 Zähne. Außerdem sind die Schädel mit Ocker gepudert. Die Muscheln stammen zum Teil aus dem Mittelmeer. Man hat diese Rundköpfe nach einem Fund im Seinetal auch als Rasse von Grenelle bezeichnet.

Aber daneben liegen wieder Langschädel, vielleicht Nachkommen des Menschen von Engis und Brünn.

Gesamtansicht der Jüngeren Steinzeit
(4000—2000 v. Chr.)

In der Jüngeren Steinzeit finden wir die Vorfahren der heutigen europäischen Rassen zum großen Teil schon in ihren späteren Räumen, gewaltige Wanderungen der Metallzeit ergaben zuletzt das Bild der Gegenwart. Gegenüber dem Mesolithikum finden wir klarere und größere Zusammenhänge, überhaupt eine fortgeschrittene Kultur.

War das Eolithikum die Zeit des unbehauenen, das Paläolithikum die Zeit des behauenen, so ist die Jüngere Steinzeit das Alter des geschliffenen Minerals.

Auch bleibt der Stoff nicht auf den Feuerstein eingeschränkt, vielmehr beweisen Pfahlbaufunde und andere Kulturen die Bearbeitung des viel härteren Jadëit und Nephrit. Sie wurden durch Schleifen auf einem Sandstein geschärft. Auch die Formen werden mannigfaltiger. Es entsteht die Verbindung von Faustkeil und Keule: das Beil, dessen Anfänge ins Mesolithikum hinaufreichen. Damit wird der Mensch langsam zum Herrn über den undurchdringlichen Urwald. Und aus der Holzbearbeitung gehen mancherlei neue Geräte, gehen zuletzt Haus, Wagen und Schiff hervor.

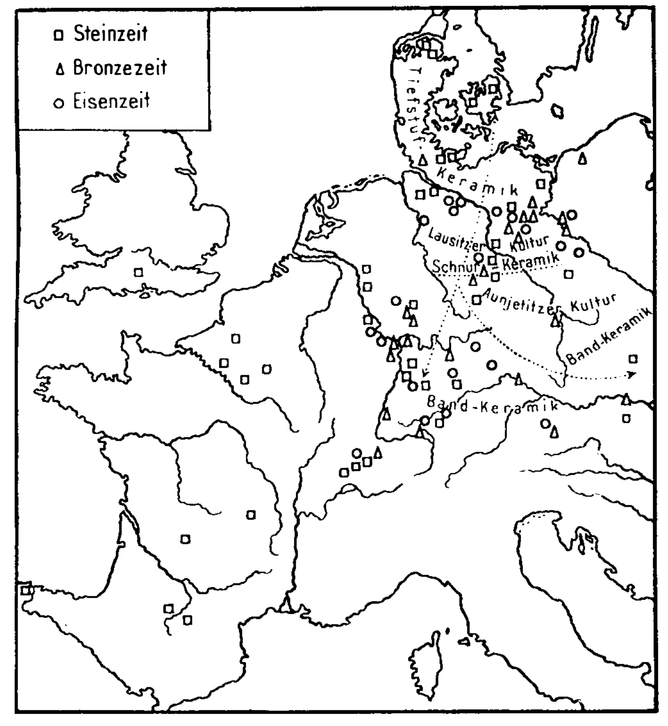
In derselben Zeit sehen wir die ehemals unsteten Menschen seßhaft und infolgedessen nicht mehr als schweifende Jäger oder lauernde Fischer, sondern mehr und mehr als Viehzüchter und Ackerbauer. Sobald das Beil erfunden war, konnten Gehege angelegt werden, in denen die Tiere zähmbar waren. Der Verfall des Wildbestandes zwang endlich zur Aufzucht. So entstehen die Haustiere: Schaf, Rind, Ziege, Schwein und Pferd. Gewisse Rinderarten, z. B. das kurzhornige kleinere Torfrind, sowie Schwein und Pferd sind aus dem mittleren Norden gekommen, das Pferd insbesondere mit indogermanisch sprechenden Völkern, die es um 2000 v. Chr. nach Vorderasien brachten.

Die ältesten Haus- und Opfertiere waren außer dem Hund also Rind, Schwein und Schaf. Das Rind ist seit uralter Zeit dem Indra heilig, es beherrscht neben dem Widder auch die Religionen Vorderasiens mit ihren Tierköpfen, dem heiligen Apisstier und dem kalbsköpfigen Moloch. Auch im babylonischen Gilgamesch-Epos spielt der Urstier eine große Rolle. Diese Gegenden gebrauchten statt des ihnen fremden Pferdes den Esel. Das Torfschaf war klein, ein jüngeres Bronzeschaf dagegen groß und hornlos — beide stammen vom Muffel ab, das noch heute wild auf Korsika lebt. Auch die Torfziege verwendeten die Pfahlbauer bereits im Haushalt. Melken kannte man jedoch in älterer Zeit nicht. Unter unsern Hunderassen stammen die Spitze vom Torfspitz der Pfahlbauer, der Bronzehund vom indischen Wolf, Wind- und Jagdhunde angeblich vom Äthiopienwolf, die Doggen vom Tibetwolf, andere vom Schakal. Das jüngste Haustier ist die Katze; sie kommt zuerst um 2000 in Ägypten auf und erheblich später nach Europa; sie stammt von einer nordafrikanischen Wildkatze ab.

Die frühste Form des Ackerbaus geht aus der Sammeltätigkeit der Frau hervor und wird Hackbau genannt. Mit der Astgabel werden nur kleine Bodenstücke aufgelockert. In der Pfahlbauzeit werden Hirse, Gerste, eine kleine Weizenart gesät, außerdem pflanzt man Bohnen, Mohn und Linsen. Auch der Flachs wird angebaut, zuerst als Nahrungsmittel, dann als Gespinst. Flechten, Knüpfen und Weben führen zu neuer Kleidung aus Lein und Wolle. Sichelartige Steinmesser schneiden die Halme dicht unter der Ähre. Die Körner werden ausgeschlagen, gestampft und zwischen Reibsteinen gemahlen, der Teig wird auf heißen Steinen gebacken. Der Pflug war noch nicht erfunden.

In dieser Zeit nun, da das Weib gewissermaßen den Hackbau erfand und der Mann wirtschaftlich von ihr abhängig wurde, erleben wir einen Aufstieg der Frau. Wenn die Jagd wenig ergiebig war, hing der Fortbestand der Sippe

von der Frauenarbeit wesentlich ab. Sie steigt aus ihrer geknechteten Stellung empor. Der Mann verlernt es jetzt, die Frau zu rauben oder zu vertauschen — er muß um sie dienen. Mit der Heirat siedelt er ganz in die Familie der Frau über. Die Kinder verbleiben der Muttersippe, erzogen vom Bruder der Frau. So entsteht Mutterrecht, das freilich die mannigfaltigsten Formen angenommen und nur ganz selten zu einer Frauenherrschaft geführt hat. Häufig finden wir aber neben dem männlichen Heerführer die Stammesmutter als Oberpriesterin und Heimatverweserin.



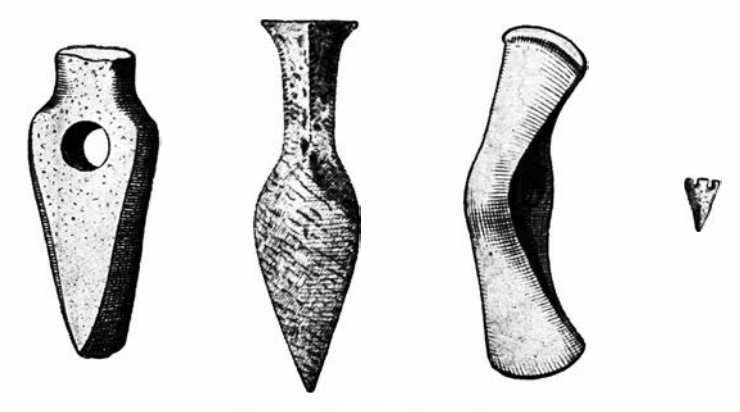
Fundorte der Stein-, Eisen- und Bronzezeit.

Die erbrechtliche Vorherrschaft der Frau endet jedoch mit der Erfindung des tierbespannten Pfluges und der Viehzucht. Denn nun geht die schwere Landarbeit in die Hände des Mannes über, das immer sich mehrende Vieh ist sein Besitz, und von diesem Reichtum erwirbt er sich die Frau gewissermaßen als Eigentum. Es ist die Zeit der Kaufehe und des entstehenden Vaterrechts.

Und zu diesen Umwälzungen kommen Erfindungen von größter Tragweite. Die ersten Viehzüchter, von denen viele gewiß Nomaden waren, wohnten in Tierfellzelten. Diese konnten beim Wechsel der Weide leicht abgebrochen und mitgeschleppt werden. In Mittel- und Nordeuropa sind die Menschen jedoch gleich zu den wärmeren Wohngruben mit Obdach über-

gegangen. Dabei wird die „Wand“ erfunden: man „windet“ sie aus Reisig und bestreicht sie mit Lehm, wie man schon in der Altsteinzeit handgeflochtene Körbe innen durch Erdanstrich abdichtete. Noch im Homerischen Zeitalter gießt man die Milch in solche Gefäße. So treibt alles zur Erfindung der Töpferei, an der die Frau stark beteiligt war. Hohle Kürbisse, Schädel, ausgehöhlte Steine, lehmverpichte Bastkörbe waren die Vorstufen des irdenen Topfes. Keramik ist die führende Kunst der Jüngeren Steinzeit. Die Töpferscheibe kam nach Deutschland jedoch erst kurz vor der Zeitwende von Südwesten, scheint aber eine ägyptische Erfindung zu sein.

Eine weitere Eigentümlichkeit mancher Stämme der Jungsteinzeit sind die oft beschriebenen Floß- und Pfahlbauten. Die Alpenseen haben damals mehrere



Jungsteinzeitliche Geräte und Waffen.

Meter niedriger gestanden, und die Häuser ruhten unmittelbar auf der Erde; andere Siedlungen haben ziemlich weit im See gelegen. Auch Amsterdam und Venedig sind ja Pfahlbaustädte. Die Vorstufe waren vielleicht bewegliche Seebauten, wie man sie auf Seeland und bei Maastricht entdeckte.

Gleichzeitig aber weisen uns bestimmte Grabsitten, keramische Kunststile, die ersten Fluchtburgen zusammen mit Schädelfunden und oft landschaftlich gebundenen Altsachen auf die Entstehung umrissener Kulturkreise, Religionsverbände oder gar Volksgemeinschaften, obgleich wir fast immer nur auf äußere Merkmale angewiesen sind.

Wandlungen des Steinzeitglaubens

Die Magie mußte zum Dingzauber, zum Fetischismus, führen, wenn man die Beobachtung machte, daß der Erfolg durch bestimmte Gegenstände beschleunigt oder verstärkt werden konnte. Damit war Priestern und Zauberern ein breites

Feld gegeben. Der Fetisch (etwa ein Holz oder Stein) wurde zum Träger einer geistig-seelischen Macht. So taucht die Vorstellung auf, daß dem Ding wie dem Körper etwas Unsichtbares innewohne, das jene Zauberer auf geheimnisvolle Weise erwecken könnten.

Der Tote erwachte nicht wieder aus seinem Schlaf, doch der Körper lebte. So wurde er zum Lebenden Leichnam. Der Tod wurde nicht anerkannt, er schien nur eine Fortsetzung des Daseins in der Höhle, im Hause, jedenfalls auf dieser Erde. Man bestattete den Gestorbenen unter dem Herde, dann in besondern Höhlen oder steinernen Grabkammern. Aus der Hausbestattung soll nach Varro der römische Ahnenkult entstanden sein. Aber eine Zeitlang schien der Tote noch in der Nähe herumzuirren („es spukt") und quälte die Zurückgebliebenen im Traum.

So entwickelte sich die Totenfurcht, genährt von vornherein durch die natürliche Leichenscheu. Der Tote war wirklich blutlos und meistens unsichtbar. Und so überwiegt bald Mitleid mit dem Hilflosen, der durch Speise und Trank oder Grabesfeuer erfreut werden muß, bald Angst vor dem Wiedergänger, den man fesselt oder mit Findlingen beschwert, damit er endlich fortbleibe.

So wird der Tote zeitweise zum Feind des Lebenden, ein blutsaugender Unhold. Darum wird die Leiche zerstückelt, der Kopf abgeschlagen. Immer mehr trennt sich Innen und Außen, sondert sich vom Körper die Seele. Als ihr Träger erschien den Griechen das Blut, den Germanen als ihr Kennzeichen der Odem (Odin). Zuweilen im Traum verläßt die Seele als Tier den Körper, um weit fortzuwandern und am Morgen zurückzukehren. Ein eigentümliches Beispiel dafür bietet die von Paulus Diaconus zur Zeit der Völkerwanderung überlieferte Sage „Der schlafende König". Der fränkische König Guntram war einmal auf die Jagd gegangen, und seine Diener hatten sich überallhin zerstreut bis auf seinen getreusten, der bei ihm blieb. Den König befiel große Müdigkeit, er legte sich unter einen Baum, den Kopf in des Freundes Schoß, und schlief ein. „Als er nun entschlafen war, schlich aus Guntrams Munde ein Tierlein hervor in Schlangenweise, lief fort bis zu einem nahefließenden Bach, an dessen Rand stand es still und wollte gern hinüber. Das hatte alles des Königs Gesell, in dessen Schoß er ruhte, mit angesehen, zog sein Schwert aus der Scheide und legte es über den Bach hin. Auf dem Schwerte schritt nun das Tierlein hinüber und ging hin zum Loch eines Berges, da hinein schloff es. Nach einigen Stunden kehrte es zurück und lief über die nämliche Schwertbrücke wieder in den Mund des Königs." Der König erwachte und erzählte seinem Gesellen seinen Traum von einem großen Fluß, einer eisernen Brücke darüber, der Höhle eines Berges und einem wunderbaren „Hort der alten Vorfahren" darin. Beim Nachgraben wurde dieser Gold- und Silberschatz wirklich gefunden. So die von den Gebrüdern Grimm überlieferte Sage.

Sobald die Seele als ein immer noch Stofflich-Feinstes getrennt vom Körper gedacht werden kann, ist der Animismus vollendet. Und sofort beginnt der Seelenkult, dem auch das feste Steinhaus dient, für die Ewigkeit gebaut und dauernder als die Holzwohnungen der Lebenden.

Neben dem Seelenglauben, der schließlich die Toten in ein besonderes Land oder im Norden vielfach in heilige Berge (Vergeistigungen des Hügels) versetzt, entsprießt fast uferlos der Glaube an Geister. Der Fetisch hatte noch keine Seele, aber der Schritt zum Quellen-, Baum- und Steinkult ist nicht mehr allzu groß. Und die für jede Sippe bedeutsamsten Geister waren schließlich die Ahnen, die vom Hügel oder Hünengrab her noch segnend durch die Fenster des Lebens hereinschauten. Der Urahn, in Amerika und Ägypten ein Totemtier, wird immer mehr zu einem göttlichen Anfänger und Kraftspender des Geschlechts. So leiten später die Sachsenführer ihre Sippe auf Wodan zurück, die Schweden ihre Könige auf Yngwi-Frey, die achäischen Herrscher ihren Familienzusammenhang auf Zeus.

Mit dem beginnenden Ackerbau aber strömten neue Vorstellungen seßhafter Erdbebauer jenem unsteten Jägerglauben hinzu. Von Mitteleuropa her erhob sich während der Jüngeren Steinzeit die Sonnenverehrung. Ausstrahlend nach Süden und Osten ward sie eine Zeitlang zur Weltreligion. Sonnenräder und Regensinnbilder finden sich schon auf Kieseln des Azilien, schon in der Renntierzeit, auf einem Findling in Schottland, doch liegt der Höhepunkt des Sonnenkults in der Bronzezeit.

Endlich führt auch die Leichenverbrennung in die Jüngere Steinzeit zurück, wenngleich sie nur in der Wetterau um Hanau sich dauernd erhält und noch vor der Skelettbestattung durchaus zurücktritt. Der neue Brauch zeigt sich zuerst während des Neolithikums in Mitteleuropa und der Bretagne, ist dagegen dem ganzen Orient völlig fremd. Wir werden sehen, wie die Naturreligion in allen Gestaltungen ihre Reife zur Bronzezeit erlebt, der vollen Entfaltung des Ackerbaus und des frühen Bauerntums.

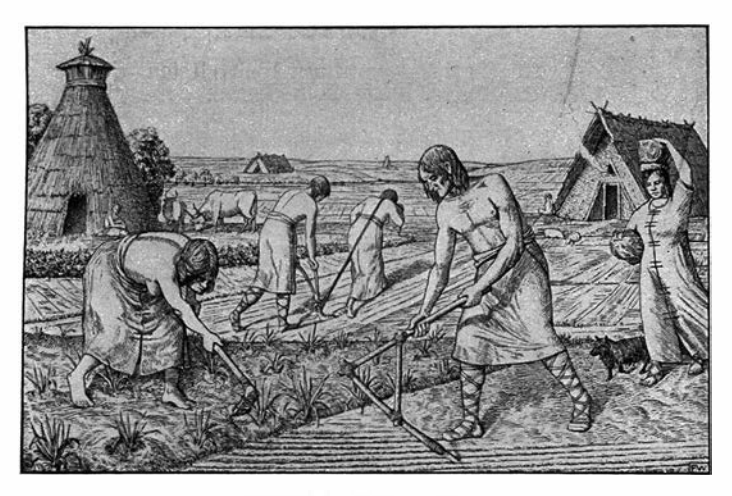
In die Jüngere Steinzeit reichen noch die ersten Felsritzungen in Skandinavien. Sie zeigen vor allem Tierbilder und sind der paläolithischen Kunst dem Stoff und Sinn nach insoweit verwandt, als sie sich auf gleicher Wirtschaftsform entwickelten: der Jäger- und Fischerstufe. Es sind Erzeugnisse des Fernfangzaubers. Die Felsbilder schreien gewissermaßen in Massengebet: „Gebt uns reiche Jagdgründe von Renntieren!“ Sie gehören wahrscheinlich in einen nordeurasischen (sibirischen) Zusammenhang. Ihre Erfinder waren Schamanen, Zauberpriester, die da meinten, in geweihtem Maskengewand mit Hilfe bestimmter Fetische und Gebärden die Gunst der Geister zu erzwingen. Diese nordostische Kultur hat eine Kamm- und Grübchenkeramik entwickelt.

In dem gleichen Abschnitt der Jüngeren Steinzeit bringt der südostdeutsche (bandkeramische) Kreis menschliche Figuren und Tiere aus Bernstein, Knochen, Ton und Feuerstein hervor, wie man sie bei Schwarzort am Kurischen Haff und Ottitz bei Ratibor gefunden hat. Daneben erscheinen merkwürdige weibliche Idole, die den Gedanken an die Verehrung einer großen Fruchtbarkeitsgöttin, einer Magna mater, wenigstens möglich erscheinen lassen. Bezeichnenderweise lehnt aber der Nordkreis alle Bildlichkeit ab und begnügt sich mit den religiösen Sinnbildern der Axt, des Strahlenkreises, des Hakenkreuzes und ähnlicher Zeichen, die wahrscheinlich auf Sonnenkult hindeuten.

Kulturen der Jüngeren Steinzeit

Die Stämme zu Beginn des Neolithikums waren noch „höhere Sammlervölker". Sie unterschieden sich in ihren Lebensverhältnissen nur wenig von den Jägern und Fischern des Magdalénien und Tardenoisien. Ihr Jagd- und Angelgerät war in manchem zwar vervollkommnet, aber an Kunstsinn standen sie weit hinter den altsteinzeitlichen Völkern des franko-kantabrischen Kreises zurück.

Sie blieben auch, besonders in Mitteldeutschland, noch lange auf ihrer älteren Stufe stehen, als sich die meisten Stämme Mitteleuropas und besonders Deutschlands bereits der neuen Pflugbau- und Viehzuchtkultur angeschlossen hatten. Diese scheint auf drei Wegen nach Deutschland gekommen zu sein; zwei davon führen an den Mittelmeerküsten entlang durch Frankreich und sogar über Südskandinavien (also über die See), der dritte durch den Balkan und Ungarn.



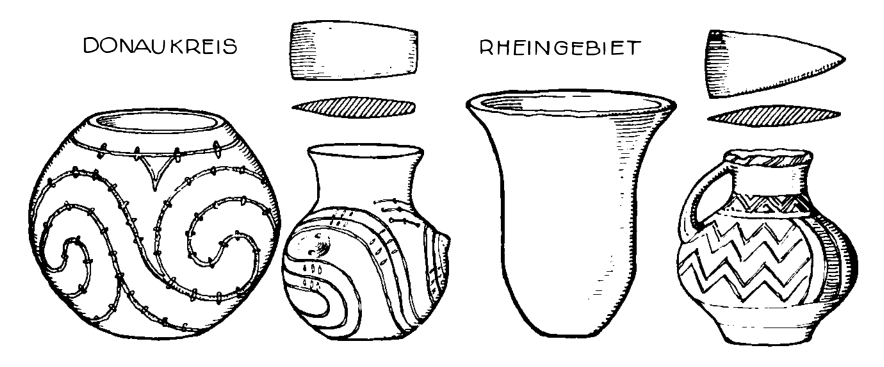
Ackerbau zur Jüngeren Steinzeit.

Die Pflugbaukultur tritt in Mitteleuropa etwa 1000 Jahre vor den Indogermanen als einheitliche Erscheinung auf. Zweifellos entstammt sie als solche, nämlich als Kultur, dem vorderasiatischen Südosten, obgleich Pflugbau in einfacher Form auch in Ostfriesland schon um 3500—3000 nachgewiesen ist. Ihr Hauptmerkmal ist die Verbindung von Getreidebau und Viehzucht, insbesondere die Verwendung des rindgezogenen Pfluges. Hauptzugtier ist also das weithin für heilig geltende Rind. Ganz Süd- und Mittelafrika benutzte vor dem Eindringen der Europäer die Kuh nur als Milch- und Fleischtier. In China wiederum kennt man den Ochsen lediglich als Zugtier. In Amerika lebte das Rind zwar auch wild, blieb aber ungezähmt, seine Stelle vertrat das Lama, jedoch nur als Lasttier. Der Gebrauch des Rindes auf der Erde war also ein sehr verschiedener: nur in seiner Eigenschaft als Opfertier galt keine Ausnahme, und selbst Arbeitsrinder wurden sowohl in China wie in Rom feierlich begraben. Die Rinderzucht zwingt nun zur Seß-

haftigkeit und damit zu einer höheren Kultur. Bekannt ist die Stierverehrung in Ägypten und Babylonien: der zeitliche Vorsprung dieser Länder vor Mitteleuropa geht aus dem Gesagten hervor.

Je mehr aber die Jüngere Steinzeit fortschreitet, um so weiter dringt die Ackerbaukultur nordwärts, ohne daß man den Zeitpunkt bisher näher anzugeben vermöchte. In Mitteleuropa entstehen damals eine Reihe deutlich unterschiedener Kulturkreise.

1. Der Westkreis umfaßt das gesamte Rheintal von Köln aufwärts sowie die Schweiz. Es ist die Kultur von Michelsberg bei Bruchsal mit der Spielart der Pfahlbauten von Schussenried im Federseemoor, am Bodensee und an den Seeufern der Schweiz. Diese Landschaften sind jedoch nur Randgebiete, während die Brennpunkte in England, Frankreich und Spanien liegen und weit ins Mittelmeer ausstrahlen. Hier baut man steinerne Rundhäuser mit Kegeldach, eine Übersetzung der uralten Schilfhütte. In Sardinien zählten solche „Nuragen" einst nach Tausenden; auf der alten Burg von Tiryns stand ein solcher Wohnturm von 26 ½ m Durchmesser. Diese Rundbauten haben sich als Geräte-



schuppen und Schutzhütten bis heute in Italien und Frankreich erhalten. Später drang jedoch statt dessen das Viereckhaus ein. Ebenso eigentümlich ist dem Westen der Menhir, der hochragende Seelenthron am Kopfende des Hünenbettes, neben dem eirunden Cromlech, dem steinumhegten Gedächtnisfestplatz für die Toten. An Gedenktagen entflieht die Seele der Steinkammer und schaut, zuweilen in Vogelgestalt, vom Menhir aus den Opfertänzen zu. In Ägypten entspricht ihm der Obelisk. Von erschütterndem Eindruck sind die Steinalleen der Bretagne, diese urzeitlichen „Geisterstraßen" des Westens. Die herrlichste atlantische Totenklage aus eiszeitlichem Fels ist Stonehenge bei Salisbury. Der Seelenstein ist in Einzelfällen bis nach Mitteldeutschland vorgedrungen, im ganzen aber unsern Gegenden fremd. Der Norden machte mit dem Jenseitsgedanken Ernst: die Toten verblieben im Heiligen Berg und kamen nicht wieder auf die Erde. Der Abgrund zwischen beiden Ebenen war zu groß.

Etwas ganz Überraschendes im Rheinkreis sind die Volks- oder Fluchtburgen, weil sie auf gewisse Anfänge von Staatlichkeit schließen lassen. Es sind Höhenvesten, verwaltet von Vögten, die im Kriegsfall einen ganzen Gau auf-

zunehmen vermochten: in der Steinzeit wohl meist unbezwingliche Bergnester. Die größte dieser Burgen ist Urmitz am Rheinufer bei Koblenz. Sie ist 840 m breit und 1275 m lang und faßt gegen 30000 Menschen. Zwei 8—9 m breite Sohlgräben mit einem 6 m dahinter liegenden Pfahlwerk umwehrten sie einst. Das sagenhafte „hunderttorige Theben“ aus den Tragödien des Sophokles wird uns verständlich, wenn wir sehen, wie die Gräben durch sehr viele stehengebliebene Erdübergänge unterbrochen sind. Erheblich kleiner als Urmitz sind die Burgen von Michelsberg, Mayen und Plaidt.

Der keramische Hauptfundort ist Michelsberg, die Leitform des ganzen Westkreises der Tulpenbecher und im Waffenhandwerk das fast dreieckige, spitznackige, grünfarbige Beil aus Jadëit, Diorit oder Nephrit. Die Tongefäße sind großenteils Formen, die auf frühere Lederkannen und -fläschchen zurückgehen. Auch die ostseeische Töpferei der Kjökkenmöddinger war durch diesen Lederstil beeinflußt.

Michelsbergisch ist auch die frühe Keramik der Schweizer Seen, dagegen zeigt die spätere gleich der von Schussenried nordischen Einschlag.



Demgegenüber haben die Pfahlbauten der Schweiz und vom Federseemoor wohl die vollständigsten Bilder der Steinzeitkultur erbracht, doch waren ähnliche Anlagen vereinzelt auch in Mazedonien, an der Donau, in Niederdeutschland (Mecklenburg, Ostpreußen), England, Schweden und Böhmen verbreitet. Am Bodensee beobachtet man bis 70 m seeeinwärts tief im Grunde zahllose Pfähle uralter Siedelungen. In der Nacheiszeit boten die Ufer sowohl für den Fischfang wie für die Jagd im nah herandrängenden Urwald die günstigste und klimatisch angenehmste Lage. 45 Siedelungen umlagerten allein den damals 4 m tieferen Spiegel des Bodensees. Die Pfahlbauten sind entweder Wassersiedelungen oder Mooranlagen oder auf Pfahlwerk errichtete Uferdörfer wie Venedig.

Die Ausbeute in diesen zuweilen ½ km langen Seewerken ist so stattlich, daß sich früh schon Dichter wie F. Th. Vischer („Auch Einer“) der kulturgeschichtlich fesselnden Pfahlbauwelt annahmen. Weben und Flechten war bekannt, man fand Webegewichte sowie Flachs-, Köper- und Taftwebereien, ferner Hirschzähne, einen vollständigen 1,30 m langen Bogen, Matten, Handmühlen, Mahlsteine und Hirschhornbeile zum Hackbau. Bei Riedschachen liegen zwei Schichten übereinander, die untere zeigt Häuser mit Straßen und Plätzen, die

Häuser umfassen drei Teile: einen breiteren nicht überdeckten Vorplatz, einen Wirtschafts- und einen Schlafraum.

In diesen süddeutschen Pfahlbauten finden sich nicht selten Körner. Ja, man hat dort nachgewiesen, daß der Steinzeitmensch bereits 115 Nutzpflanzen kannte und verwertete! Die Jägerweiber hatten einstmals gewiß schon lange Beeren gesammelt, dann fingen sie an, gewisse Grassamen zu zerstoßen und roh oder geröstet zu essen. Die Pfahlbauer aber waren schon seßhaft und trieben Hackbau mit meist wildwüchsigem Getreide. Einige Hügelterrassen in Süddeutschland hat man, allerdings wohl fälschlich, als uralte Hochäcker gedeutet. An Kornfrucht wurden Kolben- und Rispenhirse, Kugel-, Zwerg- und gemeiner Weizen, zwei Gerstenarten, Einkorn und Emmer angebaut. Roggen und Hafer kommen erst in



Pfahlbauten am Bodensee.

der Bronzezeit auf. Der Küchengarten der Pfahlbäuerin enthielt Pastinak, Erbse, Möhre und Kümmel sowie an Gespinst den Flachs. Das Wildobst war reichlich vertreten durch zwei Apfelsorten, Birne, Wassernuß, Eichel, Vogel- und Traubenkirsche, Hasel, Buchecker, Holunder, Hagebutte, Pflaume, Zwetsche, Schlehe, Heidelbeere, Brombeere, Erdbeere, Himbeere, Kronsbeere, Mehlbeere. In Schussenried aß man auch Linsen. An Brotsorten kannte die Steinzeit ein feines und ein grobes Weizenbrot sowie ein Weizen-Hirse-Brot. Oft setzte man dem Mehl noch Eichel-, Wassernuß oder Nixkraut und in Hungerzeiten auch Baumrinde hinzu. Doch lange vorher genoß man schon geröstetes Korn und mehr als Brot wohl Mehlbrei, Hafermus — in der „Edda" wird Roggenbrei erwähnt. Und natürlich wußte man aus Rauschpflanzen geistige Getränke zu brauen, und seit Urzeiten verstanden sich weise Frauen und Medizinmänner auf

Heilkräuter. Augentrost, Grindkraut, Herzgespann, Donnerwurz, Beinwell und andere hat die deutsche Sprache selbst als solche gekennzeichnet.

Welcher geschichtliche Vorgang liegt nun diesem Kulturbilde zugrunde? Die unzählbaren Jahrtausende vor der germanischen Völkerwanderung unterscheiden sich wesentlich von dem kaum 1400 Jahre umfassenden Zeitraum seit dem Eindringen der Langobarden in Oberitalien (568 n. Chr.) und der endgültigen Festsetzung der Kulturvölker in Europa. In Epochen, da noch endlose Räume menschenleer dalagen und anfangs die Naturgewalten, später noch immer wieder das Jäger- und Hirtendasein die Stämme zur Bewegung hinriß, vollzog sich Geschichte vorwiegend in Form der Wanderung ganzer Stämme oder ihrer Teile, ohne daß wir gleich jedem Vordringen einzelner Bräuche eine solche unterlegen dürften. Sobald aber alles, Haus und Grab, Keramik und Waffenstil oder gar Schädelformen neue Gebiete erobern, ist in diesen Frühzeiten bei dem gleitenden Zustand der Siedelungsverhältnisse mit Völkerwanderungen zu rechnen.

Die Pflugkultur soll nun auf dem Wege über Spanien gegen 3000 v. Chr. die Ostgrenzen Frankreichs erreicht haben. Damals drangen die Westvölker wahrscheinlich in zwei Strömen, durch Lothringen und durch Ostfrankreich, gegen das heute deutsche Gebiet vor. Allerdings muß diese Kultur in einem Teil Westdeutschlands als bodenständig gelten, denn bereits die Ahnen jener Völker siedelten hier. Und der eichene Hakenpflug von Georgsfeld in Ostfriesland stammt schon aus der Zeit von 3500—3000! Jene Westscharen haben daher wohl nur gewisse Striche Südwest- und Mitteldeutschlands erreicht. Ihre Kultur zeigte sich, wie wir sahen, in der Keramik und Grabkunst höchst schlicht und großartig-monumental, überlegen durch die noch neue Errungenschaft Vorderasiens. Rassisch bildeten sie jedoch, teils lang-, teils kurzköpfig, keine Einheit. Mehrere Jahrhunderte werden sie ziemlich ungestört den vorher wohl nur schwach, in der Schweiz noch gar nicht bevölkerten Längsraum des Rheintals bewohnt haben. Dann aber hat ein mächtiger Vorstoß der bandkeramischen Donauvölker sie zum Bau ihrer riesenhaften Burgen gezwungen. Ein Teil der Michelsberger ist offenbar nach Süden ins Gebiet der Pfahlbaukultur abgewandert, wohin die östlichen Gegner ihnen nicht folgten. Von da an trägt die Pfahlbaukultur Michelsberger Gepräge. Nach dem Verlust großer Teile des Mittelrheins bestand eine Zeitlang Gleichgewicht zwischen beiden Völkergruppen. Dann aber erfolgte nochmals ein dreifacher Vorstoß aus dem Westkreis, während die Donaukultur, ohne unterzugehen, anscheinend durch Zerfall in Einzellandschaften geschwächt wurde.

Zuerst drang eine Herrenschicht westischer Krieger am Nordrande des bandkeramischen Raumes bis tief nach Mitteldeutschland hinein. Ihr Wahrzeichen ist die bald als Grenzmarke, bald als Grabmal benutzte Steinsäule, besonders in dem geschlossenen Gebiet Rheinhessens, daneben aber getrennt im Kanton Bern.

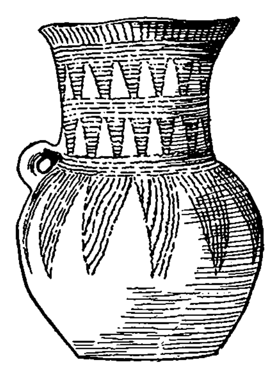
Ein zweiter Angriff über den Rhein hinaus erfolgte von Belgien her und stieß über Lippe und Harz gegen die Saale gerade an der schwachen Stelle zwischen nordischem und thüringischem Machtgebiet vor. Seine Kennzeichen

sind Grabwandritzungen sowie die Sitte des „Seelenlochs“ am Grabeingang. Vor allem aber verrät sich der neue Bauernadel durch die Lange Steinkiste. Es sind dies bis zum Deckstein unterirdische Steinkammern, entstanden aus ursprünglich viel kleineren Grabbauten des Westens. Ihr Hauptgebiet ist das vorher kaum besiedelte Westfalen.

Und vielleicht zum drittenmal brechen gegen Ende des Neolithikums Westische, wahrscheinlich aus der Pyrenäenhalbinsel, durch Frankreich gegen Deutschland hervor. Es sind Kurzköpfe von beweglichem Schwung, da sie bis an die Oder und nach Mähren sich meist in die noch menschenfreien Zwischenräume einschieben und die Höhen besetzen. Nach ihrer eigenartigsten Keramik nennt man sie „Glockenbecherleute“. Gruppen von Einzelgräbern unter ebener Erde, Hockergräber, Zonentöpferei mit feinem Flechtmuster bezeichnen den Weg dieses Jägervolkes, von dem keine festen Häuser bekannt sind. Manche haben sie jedoch für Angehörige der aus Vorderasien nach Südwesteuropa vorgedrungenen Dinarischen Rasse erklärt, die von da nach Mitteldeutschland ausgeschwärmt seien.

Die übrigen Angriffe gegen das überrheinische Land führen jedoch wahrscheinlich auf die Nachkommen jener nacheiszeitlichen Hirschjäger von Mas-d'Azil und Ofnet zurück. Sie hatten inzwischen eine neue, eben die westliche Kultur entfaltet. Die Höhle war, wie wir sahen, grundsätzlich aufgegeben und zum großen Steingrabe (Dolmen) fortentwickelt — zur „künstlichen Höhle“. Dies wird noch deutlicher, wenn man sich vor Augen hält, daß ursprünglich jedes Steinkammergrab (bis auf den Eingang) von einem Hügel umhüllt war. Drei bedeutsame Gedanken schwingen sich von diesem Mittelpunkt her über Alteuropa: im ersten Vorstoß erobert die Kleine Stube Frankreich und Oberitalien, Nordafrika bis Oberägypten und Palästina, ja sogar den Balkan und die Krim. Dagegen haben die Kleinen Stuben im Kaukasus, in Nordpersien und Indien wohl einen andern Ursprung. Auch die See mögen spätere Scharen dieser Stämme erobert haben: ihre Barken trugen die Erfindung nach der Bretagne, nach Britannien und Irland, dagegen ist die Kultur der Megalithgräber in Norddeutschland, Jütland, Südschweden und den Ostseeinseln bodenständig. Ähnlich trug eine zweite Woge den Gedanken des Ganggrabes über See in die Randländer des Mittelmeers und des Kanals. Ein dritter Flug versprengte den Gedanken des Kuppel- und Schachtgrabes bis in die Ägäis. Bedenkt man nun, daß die Jüngere Steinzeit um 2000 v. Chr. ihr Ende erreicht und daß der äußerste Westen um 600 v. Chr. ins Licht der Geschichte tritt, so ist der Schluß erlaubt, daß die Erben dieser Westkultur in gewissem Umfang die Iberer (in Spanien und Südfrankreich bis zur Rhone), die Ligurer (von der Rhone bis zum Po) sowie Pikten und Skoten in Nordengland und Irland gewesen sind. Die altiberische Kultur selbst scheint dagegen erst mit Beginn der Metallzeit durch Einwanderer aus Afrika nach Spanien verpflanzt zu sein. Die Träger der westeuropäischen Steingräberkultur gehören anscheinend teilweise zu den Ahnen der Basken, die ursprünglich nichts mit den Iberern zu tun hatten.

2. Eine zweite durch eigenen Stil ausgezeichnete Landschaft des vorindogermanischen Deutschland bildet Thüringen. Hier hat schon der Neandertaler, der Mensch von Taubach und Ehringstal, gehaust, denn weder der Nord- noch der Alpengletscher vermochte mit seinem Eise sich über die Mitte unsers Vaterlandes vorzuschieben. So sind denn auch Spuren menschlicher Tätigkeit bis zum Moustérien gefunden, etwa bei Döberitz, Ölknitz, Dörnitz und Krölpa. Im Neolithikum entwickelt sich hier die Schnurkeramik. Sie trägt Ornamente, die mit einer Schnur in den noch weichen Ton gedrückt, später mit Strichelchen eingeritzt wurden. Hauptleitformen sind die bauchige Amphora, die Kugelflasche und der hohe geschweifte Becher, im Waffengewerbe ein durchbohrtes Facettenbeil aus grünlichem oder schwarzem Gestein. Überhaupt ist das thüringische Werkzeug in mannigfaltigem Mineral wie Diabas, Serpentin, Grauwacke und Hornblende sowie verschiedenen Schiefern auf vielen urgeschichtlichen Handelsstraßen verbreitet. Ein urzeitliches Meisterwerk ist die merkwürdig japanisch anmutende Büchse von Kötschen. Seltsame, vielleicht kultische Gefäße sind ferner die mit Kreuzen, Kreisen, Halbringen und Zahnrädchen verzierten sogenannten „Handpauken“ von Bernburg, die jedoch der nordischen, tiefstichkeramischen Kultur angehören.


Tongefäß aus Mitteldeutschland mit Schnurverzierung.

Die alten Thüringer begruben ihre Toten meistens in Einzelgräbern, aus groben Platten gebauten Steinkisten unter dem Boden, oft aber auch in einer mit Holzbohlen verschalten Gruft, stets unter flachem Hügel und sehr oft in Hockerlage. Eigentümlich ist diesem Mittelkreis außerdem der stark den Jenseitsglauben betonende Brauch, die Entschlafenen sitzend zu begraben. Diese Übung scheint später besonders von den Germanen gepflegt zu sein und wird berühmten Lebenden zugestanden. So begrub man Karl den Großen, so ward Rotbart im Kyffhäuser gedacht, und die isländische Sage bringt Beispiele genug; König Bröns von Sylt und im Dom von Roeskilde Harald Blauzahn und seine Nachfolger sollen so beigesetzt sein. Sitzen ist Sinnbild des Ruhens, wie Liegen Sinnbild der Krankheit oder des Schlafs. Hocken scheint eine Zwischenstufe. Und vom Hocken zum Sitzen war in der Sitte ein langer Weg. Anfangs hockte wohl der Häuptling im Kreise auf einem Stein, bis er zum Sitzen auf dem Stuhl, endlich zum Thron fortschritt. Daher rühren Ausdrücke wie „beisetzen“ für bestatten und „auf dem Stuhle sitzen“ für herrschen. Zuletzt wird gar, wie beim Papst, der Stuhl selbst „heilig“. Wer „den Thron verliert“, fällt in Nichtigkeit zurück.

Mag also das Sitzendbegraben vielleicht nach den sehr viel später entstehenden Germanen vorausweisen, so ist die Hockerstellung über die ganze Erde, besonders auch im Mittelmeerkreis, verbreitet. Man erklärt diese Sitte am besten aus der Totenfurcht. Jedenfalls stimmt dieser paläolithische Brauch gut

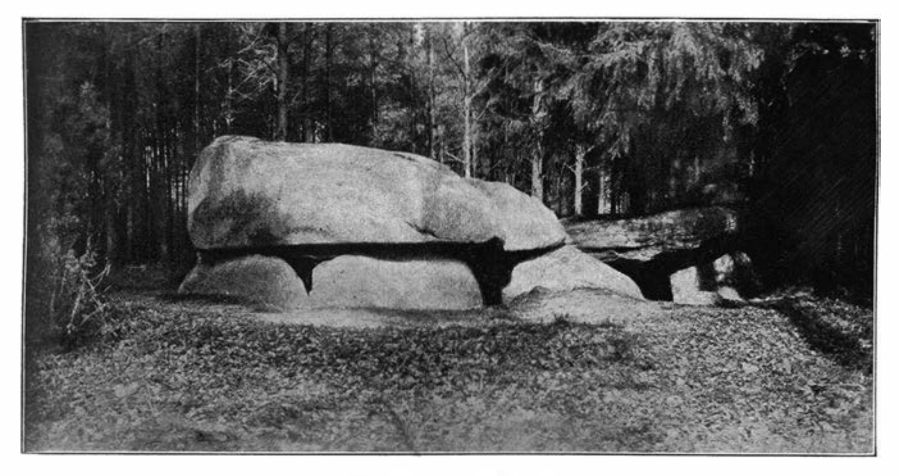
zu der anscheinend altertümlicheren Wirtschaftsstufe der Bewohner Mitteldeutschlands. Auffallend war nämlich, daß man von diesen Thüringern lange keinerlei Hausreste finden konnte, also hatten sie wohl noch keine festen oder allenfalls hölzerne oberirdische Wohnungen gehabt, wahrscheinlich aber noch unter Zelten gehaust. So schien denn auffällig, daß ihr Einfall nach Württemberg dort wohl Schnurkeramik, aber an den gleichen Stellen keinerlei Siedelungsspuren uns überliefert hat. Aber diese Annahme ist wankend geworden, seit jetzt auch in Thüringen Wohnplätze mit Siedelungsgruben aufgetaucht sind. Die Schnurkeramiker werden also doch schon feste Wohnstätten mit oberirdischen Holzhäusern besessen haben. Auch in Württemberg haben sie im Gegensatz zu den bandkeramischen Unterländlern die Höhen bevorzugt. Und so werden sie Gebirgsleute und Waldsassen gewesen sein.

Bedeutsam ist aber, daß sowohl ihre Schnurkeramik wie ihre Schädelform nach Norden weisen. Keine andere Menschenart im neolithischen Europa hat nach Schuchhardt einen so langen und hohen Kopf aufzuweisen. Er soll dem in fränkischen und alemannischen Gräbern gefundenen ähnlich sein.

Der schnurkeramische Kulturkreis hat eine starke Wirkung nach allen Seiten ausgeübt. Nach Westen strahlte er bis an den Rhein, nach Süden durch Schwaben bis in die Schweiz, nach Nordwesten ist er bis Jütland und Holland, nach Nordosten bis Pommern, Preußen und Finnland spürbar, und den Südosten hat er im Bunde mit der nordischen und bandkeramischen Kultur bis nach Kiew durchstürmt. Welche Rätsel hier liegen, vermag erst die folgende Zeitspanne vor Augen zu führen.

3. Der dritte und für Deutschland zuletzt bedeutsamste Kulturkreis ist sodann der nordische. Er umfaßt die Abschmelzgebiete des Nordgletschers, Skandinavien, Jütland und die Norddeutsche Tiefebene. Die ersten Bewohner fanden wir hier in der Mittelsteinzeit, sie kamen größtenteils auf dem Landwege von Südwesten. Es waren jene Ostseefischer und -jäger, deren Spuren uns die Muschelhaufen verraten, Nachkommen einer Cro-Magnon-Art, die hinter den arktischen Renntierjägern her nach Norden gezogen waren. Ob sich noch im Neolithikum zu diesen Ureinwohnern vielleicht auch neue Ströme von Westen und aus Thüringen gesellt haben, ist ganz unsicher. Die Westwanderung hätte dann weiter ein langschädelig-breitgesichtiges Volk nach dem Norden verschlagen, der Cro-Magnon-Rasse verwandt. Es müßte meereskundig gewesen sein und von Küste zu Küste seine Kultur bis Südskandinavien vorgetragen haben. Thüringen endlich entsendet nach Schuchhardts Meinung Überlangköpfe und Schmalgesichter. Jedenfalls finden wir innerhalb der nordischen Rasse noch heute zwei deutlich unterscheidbare langschädelige Menschenarten, ebenso hat die Sprachforschung eine noch vorindogermanische Wortschicht von der indogermanischen scheiden können. So ist die Bildung der Urgermanen vielleicht durch eine Verschmelzung jener Muschelfischer mit dem jüngeren Zustrom westlicher Cro-Magnon-Menschen und mitteldeutscher Langköpfe zu erklären. Jedenfalls ist die Entstehung der Urgermanen im Norden selbst vor sich gegangen und ihre Kultur muß als dort bodenständig erklärt werden.

Zu ihren Eigentümlichkeiten gehören vor allem die aus Graniten oder Gneisen errichteten Großsteingräber des nordischen Kreises, die über ein Gebiet von Skandinavien bis in die Niederlande und die Gegend von Halle, im Osten bis Polen verbreitet sind. Diese „Hünengräber" zeigen vier Formen: Einzeldolmen, Langgräber, Ganggräber und Blockkisten. Es sind dies die Erbbegräbnisse einer adligen Herrenschicht, die neben mehreren Getreidearten Ackerbau und verschiedene Haustiere in unsere Gegenden herüberbrachte. Während aber die Eingesessenen nun teils zu Hörigen herabsanken, teils sich behaupteten und dann in einzelnen einfachen Flachgräbern Zeugnisse ihres Daseins hinterließen, steigerte sich das Megalithgrab der Eroberer zu immer größerem Ausmaß und nahm schließlich, besonders in Nordwestdeutschland, eine höchsteigene Baugestalt an. Die mächtigen Eiszeitfindlinge wurden zu Riesen-



Hünengrab bei Sallingbostel.

stuben und Hünenbetten getürmt, deren Aufrichtung uns zunächst ebenso rätselhaft erscheint wie der Bau ägyptischer Pyramiden. Besonders berühmt sind der Denghog auf Sylt, die Sieben Steinhäuser bei Fallingbostel und der großartige, 152 m lange „Visbecker Bräutigam" in Oldenburg. Ebenso findet man im Klecker Walde bei Harburg eine Setzung bis zu 80 Steinen. Die Großlandschaft der Lüneburger Heide hat durch diese Riesenbauten ihr urzeitliches Gepräge empfangen. Auffallenderweise deckt sich die Südgrenze der Megalithgräber noch heute mit derjenigen des Sachsenhauses und der plattdeutschen Sprache.

Neben diesen Totenstätten sind zwischen Elbe und Oder nur Grundrisse viereckiger Pfostenhäuser mit Vorraum oder Vorhalle zutage getreten. Es sind die Vorfahren jenes Hauses, das dann bis tief in den Südosten Europas vordringt. Endlich kennzeichnet sich die spätere Stufe des nordischen Kreises durch

ihre Feuersteinäxte und ihre Megalithkeramik: Tongefäße in Tiefstich mit Zickzack, Dreieck und Blattkreuzen.

Alle diese Merkmale wachsen trotz vorübergehender Sonderentwicklung und landschaftlicher Auflockerung immer deutlicher zur Einheit der nordischen Kultur zusammen und werden in der Bronzezeit noch durch weitere Eigentümlichkeiten vermehrt, die gerade den Boden der nordischen Rasse wie kaum eine andere Landschaft unmittelbar mit dem Zeitalter der geschriebenen Geschichte, ja unserer eigenen Gegenwart verbinden. Die Entfaltung eines nach Rasse, Sitte, Sprache und Religion ganz selbständigen nordischen Kulturkreises ist für die deutsche Geschichte von geradezu entscheidendem Gewicht.

So hat denn dieser Kreis auch eine gewaltige Ausdehnungskraft bewiesen. Der Mittelpunkt scheint zunächst Skandinavien gewesen zu sein. Schon die Vergrößerung des Riesengrabes der Kleinen Stube ließ auf eine starke Zunahme der Bevölkerung schließen. Und so ist es kaum verwunderlich, wenn die Herren-

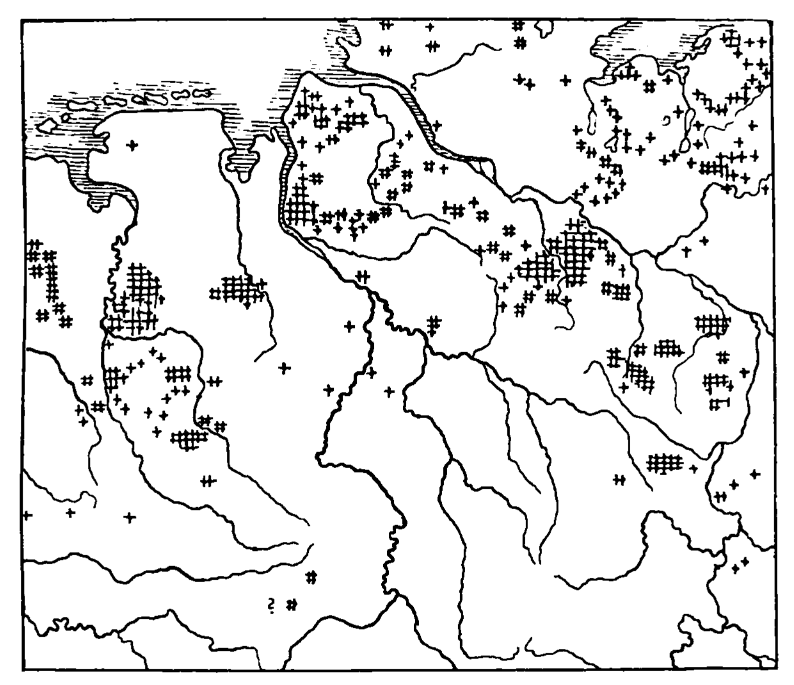


Steinhausgrab aus Norddeutschland.

geschlechter der im Norden neugeborenen Rasse sich über weite neue Räume verbreiten und nach und nach die ganze Norddeutsche Tiefebene von der Oder bis zur Zuidersee einnehmen. Im Süden dringen sie bis an die Mittelelbe und den Harz vor und erreichen hier die Gebiete der Schnur- und Bandkeramik. Aus solcher Verbindung entstehen neue Stile, vielleicht neue Stämme. So stößt die Kultur von Rössen bei Merseburg mit ihren grobfädigen keramischen Strickmustern über den Main an den Mittelrhein vor. Die Scharen von Walternienburg und Bernburg mit ihrer Flechtverzierung und ihren seltsamen Trommelgefäßen sind dagegen siegreich in die bandkeramische Landschaft bis nach Mähren und Niederösterreich vorgedrungen.

Allerdings waren der Südwesten und Süden Deutschlands wohl schon von einer zu eigenwilligen Bauernbevölkerung besiedelt, als daß es zu stärkeren Einbrüchen gekommen wäre. Statt dessen hat sich die nordische Welle weit nach Osten und Südosten in die Breiten der höheren Sammlervölker ergossen, deren

Gesittung der nordischen Eigenkultur nicht gewachsen war. Zuerst wurden Hinterpommern, Posen und Kongreß-Polen gewonnen, vereinzelte Vorstöße gelangten nach Ostpreußen, stärkere im Tal der Weichsel und des Bugs bis Wolhynien und Ostgalizien. Waren diese Adelbauern im ganzen auch viel zu sehr in der Minderzahl, um so uferlose Landbreiten geschlossen zu erfüllen, so berührt doch diese erste Eroberung des Ostens durch nordische Scharen wie ein Vorspiel der viel späteren ostgotischen und wäringischen Durchdringung Rußlands und vor allem der Kolonisation Ostdeutschlands im Mittelalter durch deutsche Bauern, Mönche und Ritter.



Verbreitungskarte der Riesensteingräber. (Nach O. Almgren.)

4. Sehen wir hier von dem südostbaltischen Kreise ab, so ist die Donaukultur die vierte und letzte steinzeitliche Bildung auf deutschem Boden. Ihr Ursprungsgebiet, das vielleicht früher noch als der Rhein den Pflugbau überkommen hat, ist wahrscheinlich die Landschaft zwischen Karpathen und Mitteldonau. Je mehr der Wald und der Sumpf zurückgingen und die Steppe in breiten Armen am Nordrand der Alpen entlang und durch Mitteldeutschland und das Maintal nach Westen hinübergriff, der neue Getreidebau aber nach Lößboden hungerte, schob sich das Volk der Bandkeramiker in die ehemals noch weithin menschenleeren Gebiete Süddeutschlands hinein. So wurden Österreich, Böhmen, Mähren und Schlesien, im Süden aber Bayern, Württemberg und sogar über die linksrheinischen Gebirge vereinzelt hinaus Gebiete bis an den Doubs und

nach Belgien in Besitz genommen. Erst am Rhein trat den Eroberern ein kraftvoll geschlossenes Bauernvolk in den Michelsbergern entgegen. Der Bau jener riesigen Burgen von Urmitz und Plaidt bezeichnete den Abwehrkampf des Westens und die Festsetzung der Donauvölker. So trafen sich im Rhein-Donau-Winkel mancherlei Stämme: neben den beiden Hauptgegnern noch die schnurkeramischen Jäger aus Thüringen, die Pfahlbaumenschen aus der Schweiz und die halbnordischen Rössener, zuletzt die Glockenbecherleute. Andrerseits haben sich die Donauscharen noch vor der geschilderten nordischen Ausbreitung nach Osten ergossen, wo unendliche Räume offenstanden und die dortigen Sammlervölker gewiß oft ohne kriegerische Berührung neben dem neuen Ackerbauvolke weiterleben mochten. Nach und nach freilich lockerte sich die ursprüngliche Einheitskultur in einzelne Landschaftsbilder auf und ver-





Tongefäße des „Donaukreises" in Spiralverzierung.

mochte dem nordischen Vorstoß nach Böhmen und Österreich nur schwer zu widerstehen, doch vermochte sie das Nordische andrerseits zu ihrer eigenen Art herüberzubiegen.

Im ganzen kennzeichnet sich die Landschaft der Bandkeramik durch ihre dem Flaschenkürbis nachgeformten Gefäße, dient doch der Kürbis noch heute auf dem Balkan der Töpferkunst als Vorbild. Dagegen scheidet sie sich der Verzierung nach in zwei Stile. Die Keramik von Hinkelstein bei Worms nähert sich in gewisser Weise den thüringischen Schnurornamenten und liebt nordische Ecken, Strichbänder und Spitzen. Die Spiralkeramik dagegen erscheint gegenüber allen anderen Kunstweisen als etwas völlig Neues. In ihren geschwungenen, schlangenartig gewundenen Mäandern, Schlingpflanzen und oft höchst verwickelten Schraubenlinien, ihren Schnecken und Spulen lebt ein seltsames Steinzeit-Rokoko. Südliche Phantastik, die manchmal an Kreta und die Ägäis erinnert, springt über die Bomben, Kumpe und Flaschen ihrer Keramik. Tatsächlich hat man auch Perlenschmuck aus Mittelmeerschalen und Nadeln mit Elfenbeinköpfen gefunden. Und im Gegensatz zu den Bauten der Megalithkultur, deren Gräber über dem Boden aufragen und deren Holzhäuser Hochbauten sind, zeigen sich die Wohnungen des Donauvolkes, etwa von Groß-Gartach bei Heilbronn, als eingetiefte Gruben mit wahrscheinlich nur niedrigen hölzernen Aufbauten.

Ausbreitung der Nordischen Rasse

(„Einwanderung der Indogermanen")

Wir sahen, wie schon in der Älteren, dann noch einmal in der Jüngeren Steinzeit der Südwesten ein wichtiges Ursprungsgebiet der Kultur Alteuropas war. Lange, bevor Ägypten, Mesopotamien und Kreta zu Brennpunkten wurden, entwickelte sich im franko-kantabrischen Kreise eine frühe Kunst und Gesittung. Von dorther kamen die Rundhütte, die Hockerbestattung mit Rötelbeimengung, die demütige Haltung menschlicher Figuren, der Lederstil der Keramik ins westliche Mittelmeer. Das Rundhaus wanderte von Insel zu Insel über Sardinien, Malta und Kreta, sich immer bereichernd, in die Ägäis und bis zu den Palästen im hettitischen Bogazköi. Ebenso entsprang der mykenische Kupferdolch der breiten Steinklinge Spaniens. Der Weg dieser alteuropäischen Kultur von Westen nach Osten und nach Norden scheint eine feststehende Tatsache.

Dann aber drehte sich der Wind. Auch in Thüringen lag ja eine altpaläolitische Stätte, die neben dem Südwesten stark auf den Norden wirkte. Und hier im Norden, weitab von späteren Kulturkreisen, entstand ein neues Kraftfeld von mächtiger Schwungweite. Der Überfluß an Holz rief das Viereckhaus ins Leben, die Töpferei erfand unter anderm den Korbflechtstil, Dolche und Schwerter entfalteten sich schmal und fein. In dreifacher Stärke strahlt die deutsche Steinzeitkultur weit aus nach Südosten: die thüringische Schnurverzierung bis Südrußland, der mittelelbische Tiefstich bis Thessalien, die Bandkeramik von der mittleren Donau bis an die Grenzen der Walachei. Vor allem aber dringen das norddeutsche Viereck-Pfostenhaus mit Vorhalle und die Burg erobernd von Norden her durch den Balkan. In der Ägäis trifft die nordische Welle auf die alte westliche. Ihr frühstes Kind ist die mykenische Kultur. Eine zweite nordische Bewegung bringt Griechenland zur Homerischen Zeit auf demselben Wege die Dipylonbauten, so genannt nach den Ausgrabungen am Doppeltore von Athen.



Norddeutsches Tongefäß mit Tiefstichverzierung.

Eigentümlicherweise entsprechen nun diesen beiden Kraftfeldern zwei große Sprachlandschaften. Schon die Griechen wußten, daß vor ihnen die Pelasger, Karer und Leleger rund um die Ägäis gewohnt hatten. Sie gehören mit den Iberern, Ligurern, Pikten, Etruskern des Westens zu den vorindogermanischen Stämmen Alteuropas. Ein Rest ihrer Sprachgruppe ist noch heute das Baskische (S. 42).

Noch viel klarer erkannte zuerst Franz Bopp den engen Zusammenhang der nordöstlichen, der indogermanischen Sprachen. Zu ihnen gehören das

Griechische, Lateinische, Germanische, Keltische, Litauische, Slawische als das Westindogermanische; das Indische, Iranische und Armenische aber als das Arische oder Ostindogermanische. Die Westgruppe hat in dem Zahlwort für 100 (centum) den ursprünglichen Verschlußlaut bewahrt, die Ostgruppe hat ihn in einen Zischlaut verwandelt (altiranisch satem = 100). Daher spricht man von Centum- und Satemvölkern. Die Indogermanisierung ganz Europas besteht nun darin, daß die nordöstlichen Sprachen sich über die Mittelmeersprachen stürzen und sie bis auf Unterschichten und Reste auslöschen. Dieser Vorgang ist zunächst ein sprachlich-kultureller, also völkischer, muß sich aber, soweit er durch Völkerwanderungen übertragen wird, auch rassisch ausgewirkt haben.

Die Bewegung muß einen Ausgangspunkt gehabt haben. Es ist nicht nötig, mit der früheren Forschung ein rassisch einheitliches Urvolk anzusetzen. Aber irgendwelche Stämme, die vielleicht rassisch schon gemischt waren, vielleicht also gleich allen Völkern der Geschichte ein Mischvolk bildeten, müssen zuerst indogermanisch gesprochen haben. Es ist jedoch bis heute nicht gelungen, ihre sogenannte Urheimat einwandfrei zu bestimmen. Vor Jahrzehnten verlegte man sie allgemein nach Mittelasien, und neuerdings hat die Entdeckung des Tocharischen, einer völlig vom Westkern abgesplitterten Centumsprache Ostturkestans, selbst Eduard Meyer veranlaßt, diese Ostheimat nicht ganz zu verwerfen. Mit der fortschreitenden Entwicklung der Urgeschichtsforschung aber entdeckten Montelius und Kossinna die Einheit des Nordkreises: jetzt wurde die Urheimat der Indogermanen nach Schleswig-Holstein, Seeland und Südschweden verlegt. Der Formenkreis der großen Steingräber galt als indogermanische Kultur. Diese Anschauung halten noch heute sehr namhafte Forscher fest, und es läßt sich nicht leugnen, daß viele Erscheinungen am leichtesten zu erklären sind, wenn man den Nordkreis, insbesondere die westlichen Ostseegebiete, als Quellraum jedenfalls der Germanen, also eines Teils der Indogermanen, ansieht. Rätselhaft bleibt aber immer der Vorgang der Indogermanisierung, also die Übernahme einer weitverbreiteten Sprache durch nordische Stämme der Jungsteinzeit. Der Sprachforscher O. Schrader hielt daher an Südrußland fest, während neuerdings Schuchhardt die Ansicht vertrat, die thüringischen Schnurkeramiker seien die frühsten Indogermanen gewesen und die vorgermanischen Megalithkeramiker des Nordens erst durch sie zu Indogermanen geworden. Bedenkt man indessen, daß die Indogermanen den Lachs kannten, der nur um Nord- und Ostsee zu Hause ist, daß ihre Ursitze gemäßigtes Klima voraussetzen, weil sie Frühling, Sommer, Winter und „schneien“ übereinstimmend bezeichnen, daß sie ferner einen reichen Wortschatz an Waldbäumen und Vögeln besitzen, so könnte es nahe liegen, das Waldsteppenland im nördlichen und mittleren Europa für ihren Ursprungsraum zu halten. Da aber sowohl das Alter wie die Herkunft dieser Wörter unsicher ist, besitzen sie wenig Beweiskraft. Es ist demnach bis heute noch nicht klar, ob die geschilderten neolithischen Bauernvölker selbst die Wiege des Indogermanentums bilden oder ob dieses von

außen her als ein Fremdes auf sie eindringt und ob etwa durch diese Verschmelzung die indogermanischen Völker entstehen.

Wir unterstellen das letzte, wenn wir einstweilen noch eine Einwanderung vom Nord- oder Nordost-Rande der neolithischen Kulturkreise Mitteleuropas oder ein Hervorströmen der Nordischen Rasse vom Ostseebecken, also von außen her, annehmen. Danach führt die Einheitlichkeit dieser Pflanzungen, ihr Ineinanderfahren gegen Ende der Steinzeit zur Beharrung, Verbauerung, Seßhaftigkeit und Erstarrung, kurz zu einem Stillstand des Daseins, der Mangel an Kühnheit und Bewegung, zuletzt an Klugheit und Wehrhaftigkeit bedeutet. Die Indogermanen waren daher den kulturell gleichstehenden seßhaften Bauernvölkern vor allem überlegen durch ihr Lebensgefühl, das aus einer ganz andern Lebensweise entsprang. Die Überlegenheit der Indogermanen bestand in ihrer Beweglichkeit. Sie waren vorwiegend reisige Viehzüchter, kriegerische Wanderhirten; und eben der Reichtum ihrer Herden, der von Zeit zu Zeit neue Weiden verlangte, erzog sie zu wachsamen und wehrhaften Leuten. Erst in zweiter Linie trieben sie Ackerbau, wo immer sie sich niederließen. Herodot berichtet zum Beispiel von den Skythen, daß sie teils Nomaden, teils Pflüger seien. Sie züchteten Haustiere und kannten das Kupfer genau wie die Mitteleuropäer, ganz Europa stand damals bereits in der Steinkupferzeit. Aber darüber hinaus waren sie im Besitz kriegstechnischer Errungenschaften.

Sie besaßen ein in Mitteleuropa fast unbekanntes Haustier: das Pferd! Schon die Höhlenkunst zeigt uns das Wildpferd in köstlichen Wiedergaben. Zu dieser westlichen Urrasse muß durch die Indogermanen eine zweite Pferderasse aus dem Norden oder Osten gekommen sein. Wahrscheinlich ist das Pferd überhaupt zuerst von den Ariern gezähmt und als Spanntier benutzt, um 2000 gelangte es durch die indogermanischen Hettiter zuerst nach Vorderasien, aber in den Gesetzen Hammurabis (1950 v. Chr.) wird es noch nicht erwähnt, in Ägypten erscheint es sogar erst um 1500. Es ist klar, daß gerade die Reiterwaffe, ja auch schon das Pferd als Zugtier, insbesondere vor dem im Westen unbekannten zweirädrigen Kampfwagen, von entscheidender militärischer Bedeutung sein mußte. Endlich scheinen die nordischen Eroberer mit indogermanischer Sprache auch durch die kupferne Streitaxt überlegen gewesen zu sein, man hat sie geradezu „Streitaxtleute“ genannt.

Aber nicht auf einmal, sondern in mehreren Vorstößen brachen sie sich Bahn. Das geschichtliche Ergebnis dieser gewaltigen Überflutung war die allmähliche Umschmelzung Alteuropas. Alle bis dahin seßhaften Stämme gerieten wieder in Fluß: es ist offenbar die gleiche Bewegung wie das geschilderte Vordringen der indogermanischen Sprachen. Im nordischen Kreise entstehen nunmehr die später als Germanen bezeichneten Völker, im bandkeramischen die Urkelten, aus Donau- und Pfahlbauströmen (Villanova-Kultur) entspringen die Italiker, und die Balkanzüge entsprechen der „Dorischen Wanderung“ nach Griechenland.

Vollendet wird aber die Indogermanisierung Europas erst in der Bronze- und Eisenzeit.

Kultur der Indogermanen

Die Sprachforschung vermochte die Frage, aus welchem Raum die Indogermanen hervorstießen, nicht zu lösen. Sie stellte nur fest, wo sie nicht gewohnt haben konnten, und schloß daraus (im Gegensatz zu der mehr dem Norden zuneigenden Archäologie), daß ein Flachlandstreifen zwischen Rhein und Hindukusch als Urheimat in Frage komme. Einwandfrei vermochte sie dagegen ihre Kultur zu bestimmen. Es erscheint unbedenklich, aus dem Vorkommen gleicher Wörter bei den meisten älteren indogermanischen Teilsprachen auf das Vorhandensein der bezeichneten Dinge zu schließen. Danach ergibt sich etwa folgendes Kulturbild.

Die Indogermanen waren in erster Linie Viehzüchter, ihr Wertbegriff war das Vieh (pecus = Herde, später pecunia = Geld). Bezeichnend ist, daß noch Ulfilas das griechische ἀργύριον (Silber) mit faíhu (Vieh) übersetzt. Die Wortstämme für Ochse kommen im Gotischen und Altindischen, für Stier im Gotischen und Iranischen, für Kuh im Lateinischen, Griechischen und Altindischen, für Schaf im Althochdeutschen (ou), Lateinischen (ovis), Griechischen (’όϊς) und Altindischen (ávi) vor. In gleicher Weise lassen sich Geiß, Bock, Sau, Schwein, Eber, Ferkel, Pferd, Fohlen, Hund bereits im „Indogermanischen“ belegen, d. h. in mehreren oder fast allen Teilsprachen.

Von den Haustieren waren die wichtigsten Pferd und Rind. Sie schmücken denn auch die Sagen aller indogermanischen Völker. Uralt ist die Vorstellung der Sonnenrosse (wie auch die bronzezeitlichen Sonnenwagen bezeugen). Überhaupt war der Hengst das Tier der herrschenden Schicht. Der griechische Sonnengott Helios besaß eine heilige Rinderherde, Zeus verwandelt sich in einen Stier, um Europa zu rauben, die Hekatombe war der stehende Ausdruck für einhundert Opferrinder, auch den Wagen der germanischen Fruchtbarkeitsgöttin Nerthus zogen heilige Kühe.

Alle Nordvölker werden von den Griechen ferner als γαλακτοτροφοῦντες, als „Milchtrinker“ bezeichnet. Nach Caesar nährten sie sich „hauptsächlich von Milch und Vieh“, ihre Speise sei „größtenteils Milch, Käse und Fleisch“. Die Kleidung bestand aus Fellen, besonders Schafpelzen, der gotischen und noch heute landrussischen Nationaltracht. Ausdrücke wie Wolle, weben, Weberin, Spinne, Leibrock waren bekannt. Der Wagen ist in fast allen Bestandteilen sprachlich überliefert: Rad, Achse, Nabe, Joch, auch als Ganzes (altind. rátha = Wagen). Einblick in das Denken dieser kriegerischen Wanderhirten gewähren die indischen Gesänge des Rigweda, wo der Ausdruck gávishti eigentlich „Streben nach Kühen“, dann aber „Kampf“ bedeutet. Noch Tacitus bezeugt, die Herden seien der Germanen „einziger und liebster Besitz“.

Die vergleichende Sprachwissenschaft hat sodann festgestellt, daß die Arier ausschließlich Viehzucht, die Westindogermanen dagegen auch teilweise Ackerbau trieben. Dies stimmt mit dem urgeschichtlichen Hinweis überein, wonach der europäische Ackerbau nicht jünger als die Viehzucht ist. Der im Torfmoor von Georgsfeld bei Aurich gefundene Hakenpflug stammt aus der Zeit von

3500—3000 v. Chr. Er ist ganz von Eichenholz, auch die Pflugschar, und entspricht dem auf einer Felszeichnung von Bohuslän. Der Ackerbau kam aufeinmal als geschlossene Einheit, vorwiegend mit dem Anbau von Gerste, Weizen und Hirse nach Deutschland. Gleichwohl behielten gewisse Landschaften ihre Besonderheit: das Alpenvorland Bohne, Lein und Mohn, das Gebiet um Laibach Pfahlbau und Wassernuß (anstatt des Getreides), die Kurische Nehrung den Robbenfang und die Pfahlbaukultur überhaupt das Apfeldörren. Zwei aus dem Holzapfel (natürlich noch nicht durch Pfropfen) gezüchtete Apfelsorten kommen vor, vereinzelt auch Birnen. Der Apfel spielt in der indogermanischen Sage eine große Rolle: die goldenen Äpfel Iduns verleihen den Asen ewige Jugend, und Herakles gewinnt die goldenen Äpfel der Hesperiden.

Im übrigen fehlen noch Obst- und Gemüsebau sowie Baumzucht, der Ackerbau ist teils Hackbau (Frauenarbeit) und teils pflugbetriebene wilde Feldgraswirtschaft (Mannesarbeit).

Auf dem Gebiete der Siedelung bestanden erst die Keime heutiger Seßhaftigkeit und der aus ihr entsprungenen jüngeren Denkweise. Heimatgefühl war ursprünglich unbekannt, wo der feste Landbegriff fehlte, wo nach Thukydides und Strabo der Mangel befestigter Plätze noch dauernde Wanderungen begünstigte und der Nomadentrieb alles beherrschte. Noch in den Titeln der geschichtlichen Könige spuken ja Völker statt der späteren Länder: König der Perser (in Keilinschriften), Herrscher aller Reußen, reges Francorum.

Allerdings war das reine Wanderhirtentum, die Stufe des Zeltens, längst überwunden. Bezeichnend ist daher die Gleichung πόλις = ind. púr = lit. pilis = lett. pils für Umfriedung, Pfahl- oder Schanzwerk. Im Umkreis solcher Burgen lagen die Sippendörfer. Die deutschen Ortsnamen auf -ingen (Hechingen) bewahren noch heute die Bedeutung der alten Sippe für die Siedelung. Unser „Dorf" enthält dagegen den Begriff „Acker" (got. þaúrp thorp, russ. derévnja, lit. dirwò). Von der Sippe wird das „Pflugland" gemeinsam gereutet, bestellt, abgeerntet und sein Ertrag verteilt. Unser „Heim" (griech. κώμη = Dorf) bezeichnet dagegen wohl anfangs den Ruheplatz nach langem Wandern.

Die Wohnung der Indogermanen war also, sobald sie Mitteleuropa überwältigten, kein Zelt mehr, sondern bereits die mit Tür, Pfosten und Dach versehene Hütte. Je nach der Landschaft entwickelte sich dann unter Einfluß der seßhaften Jungsteinzeitbewölkerung die oberirdische Strohdachhütte neben dem freilich auch mit Oberbau versehenen Wohngrubenhaus und dem Pfahlbau, soweit diese Formen nicht etwa von den Erobern übernommen wurden. Die Hausurnen zeigen Speicherform, wohl eine Tür, aber statt der Fenster die dreieckige Dachluke, und das berühmte römische atrium hängt mit ater = schwarz zusammen und verrät noch die ursprüngliche Rauchkate Niedersachsens. Ebenso ist das griechische Wort für „Mauer", τεῖχος, verwandt unserem „Teig", got. dígan „aus Ton bilden", sowie ind. dih „bestreichen, verkitten".

Auch aus dem Leben der Indogermanen vermittelt die vergleichende Sprachwissenschaft wichtige Belege. Den Einwandernden waren allgemein Trunk-

sucht und Rauschtrank eigentümlich. Zwar lieben in geschichtlicher Zeit die Arier den Absud der heiligen Somapflanze, die Griechen und Römer den Wein, die Germanen das Bier; Preußen, Iranier und Skythen daneben auch Stutenmilch. Aber Urtrank ist nach Pytheas an der Ostsee der Met (altslaw. medu = Honig, Wein; lit. medus = Honig; altind. madhú = Süßtrank; griech. μέθυ = Wein), nämlich Bier aus Getreide und Honig; daneben gab es in Germanien auch echtes Gerstenbier. In der älteren Heimat war also die Honigbiene heimisch. Nach ihrem alten Verbreitungsgebiet deutet dies auf das heutige „Honigland" der Baschkiren, die Steppe westlich des Ural.

Am entschiedensten zeigt sich jedoch das Wesen des Indogermanischen in der Familie. Was für Verhältnisse auf dem Boden der großenteils bereits bäuerlichen vier Kulturkreise der Jungsteinzeit vor dem Eintritt des Erobervolkes bestanden, ist zweifelhaft. Jedenfalls scheint das sonstige vorindogermanische Alteuropa noch bis in geschichtliche Zeit hinein unter Mutterrecht gestanden zu haben. Überliefert ist dies zum Beispiel von den Lykiern, von der Insel Kos, von den Lokrern, den Etruskern, den Pikten, den Kantabrern, den Balearenbewohnern. Das bedeutete sehr hohe Wertschätzung des Weibes, Fehlen des Vaterbegriffs, manchmal Frauenherrschaft und -königtum, daneben Vielmännerei, sittliche Laschheit, zuweilen ein auf die Dauer naturwidriges Amazonentum. Dem steht schroff das indogermanische Vaterrecht gegenüber. Natürlich ergeben sich bei einseitiger Entwicklung auch hier schwerwiegende Nachteile: Vielweiberei, Zügellosigkeit des Mannes, Knechtung der Frau. Die Verwandtschaftswörter der sogenannten Vaterfamilie sind den Indogermanen von Anfang an ziemlich vollständig bekannt: Vater, Mutter, Sohn, Tochter, Bruder, Schwester, Vetter (Vatersbruder), Neffe (ursprünglich Mannesenkel), Schwäher (Schwiegervater), Schnur (Frau des Sohns).

Einen Übergangszustand bezeugt auch das Nebeneinander von Raub- und Kaufehe. Die erstere ist besonders in Osteuropa bezeugt, was anscheinend wiederum auf ein dortiges Ursprungsland deutet. Die Kaufehe ist durch sehr viele Zeugnisse belegt. Homer nennt heiratsfähige Mädchen noch „Rinderwerberinnen", altruss. kunka für „Jungfrau" ist aus kuna, Marder, entstanden: man zahlte noch in frühgeschichtlicher Zeit in ganz Rußland mit Marderfellen. Für die indogermanischen Verhältnisse steht also fest, daß die Frau als Geschöpf zweiten Ranges galt. Von hier aus hat sie sich aber bei den Germanen später zur Ebenbürtigkeit und zu einem Ansehen wie bei kaum einem andern Volke entwickelt.

Werbung und Heimholung der Braut (Brautlauf) waren ehemals mit mancherlei höchst vielsagendem Brauch verknüpft: der Handergreifung zum Zeichen der männlichen Gewaltübernahme, des Tragens der Frau über die neue Schwelle auf ein Fell in einer Zeit, wo Bank und Stuhl noch fehlten. Brautverhüllung entspringt wohl der Raubehe, in Rußland auch „Diebesehe" genannt. Vielfach wird die Braut in das Gemach des Mannes hineingeprügelt, Klageweiber bejammern ihr Los. Im alten Rom flüchtete sie sich auf den Schoß der Mutter, von dem sie der Jüngling losreißen mußte. Auch das er-

innert an ehemaligen Raub. Viele andere Sitten deuteten auf die ersehnte Fruchtbarkeit der Frau, die Hochschätzung der Jungfrauschaft. Vielleicht sind dagegen die sogenannten Probenächte vorindogermanisch. Vielfach spielen Feuer und Wasser eine wichtige Rolle wie bei den gleichfalls indogermanischen Sonnwendfeiern, an denen durch Regen- und Fruchtbarkeitszauber die Natur günstig beeinflußt werden sollte. Zum Sippenleben gehört endlich die Blutrache, die Grundlage allen Rechts, eine uralte religiös-sittliche Pflicht. Sie ist noch heute verbreitet in Korsika, Sardinien, Albanien, bei den Südslawen und in Afghanistan. Bezeugt ist sie außerdem für Germanen, Griechen, Kelten, Slawen, Römer, Iranier und Inder. Erst später trat Wergeld häufig an ihre Stelle. Jedoch hatte Tötung des Buhlen der Frau und des Diebes keine Blutrache zur Folge.

Im ganzen hat man also die indogermanisch redenden Völker für einen kriegerischen und vollblütigen Menschenschlag von hoher Begabung, starker sittlicher Kraft und unverbrauchter Körperlichkeit zu halten. Ihre Einwanderung nach Mitteleuropa beendet eine längere Zeit des Stillstands und bringt neues Leben in die überalterten Kulturen, die, wie wir sahen, zwar überwiegend bäuerlich, jedoch in vielen Gegenden noch mit Jägern und Fischern untermischt waren. Man hat den Eindruck, als wucherten und siechten diese Steinzeitpflanzungen so hin. Fortschritt, Leben und Bewegung sind nicht mehr zu beobachten. Die Indogermanen tragen nun in diese Stickluft den frischen Sturm ihres Willens, ihrer Jugend und ihrer zahlreichen Kulturgüter, die im steinzeitlichen Deutschland wohl vereinzelt und teilweise, aber nicht allgemein verbreitet gewesen sind. Eine höhere Geistigkeit und ein weiterer Gesichtskreis zog mit den Indogermanen in unsern Erdteil. Heute wird dieser junge Völkerkreis meistens als Nordische Rasse und nur ihre Sprache als indogermanisch bezeichnet.

Der Verfasser der verbreitetsten Rassenkunde, Hans F. K. Günther, sieht in ihr etwas einseitig die eigentlich schöpferische und sowohl sittlich wie geistig überlegene Rasse Europas. Auch ihr Körperbild scheint edler als das aller andern Menschenrassen. Ihre Kennzeichen sind auf die Formel zu bringen: hoch und schlank — blond und blau — langköpfig und schmalgesichtig — hellhäutig und schmallippig. Eigentümlich ist jedenfalls, daß sich eine überwältigende Zahl von führenden Männern der europäischen Geschichte auf nordisches Blut oder zumindest nordrassischen Einschlag zurückführen läßt.

Norden und Süden im Beginn der Metallzeit

Die neue Urgeschichtsforschung hat das Verhältnis unsers deutschen Lebensraums zu Gesamteuropa in ein völlig neues Licht gerückt. Wir wissen heute, daß bereits der Neandertaler die eisfreien Breiten zwischen Rhein und Mittelelbe bewohnte. Wir sahen schon im Paläolithikum und besonders in der Nacheiszeit zahlreiche Wanderungen aus Südwesten und Osten hervor-

brechen. Im Jungpaläolithikum wiederholten sich solche südwestlichen Wellen, vor allem aber rauschte am Ausgang der Jungsteinzeit wahrscheinlich von Norden her die große indogermanische Woge. Auch der Südosten wirkte bereits damals durch die Einfuhr des Pflugbaus aus Vorderasien über den Donaukreis auf den deutschen Boden.

Als größte vorgeschichtliche Wirkung aller vereinigten urdeutschen Kreise muß indessen jener Strom gelten, der sich gegen Ende der Stein- und noch zur Bronzezeit über den ganzen Balkan, Südrußland und Kleinasien hin ergoß, und der sich in Griechenland als Dorische Wanderung bemerkbar machte. Vorspiele dazu sind die Eroberung des Nordens durch die Schnurkeramik und das indogermanische Einzelgrab sowie die Einnahme des Donaukreises durch den Rössener Stil und das Vorhallenhaus. Dann aber dringen Schnur- und Megalithkeramik, Rössener Stil und Band gemeinsam gegen den Südosten vor. Und dem schließt sich das rechteckige nordische Pfostenhaus mit Vorhalle und steilem Dach an, um in Griechenland das Vorhallenhaus auf den Herrenburgen von Troja, Tiryns und Mykenai hervorzurufen; es ist das Megaron Homers. Diese Werke sind über vorindogermanischen pelasgischen Rundbauten aufgeführt. Tafeln aus Bogazköi haben erwiesen, daß gegen 1200 v. Chr. in Gesamthellas der achäische Großkönig Atarisias (Atreus) eine nordische „Weltmacht" beherrschte, die Kleinasien und Kypern bedrohte. Allerdings sind die Herrschaften von Ithaka und Pylos, Mykenai und Sparta mit ihrer bemalten Keramik nicht gerade als indogermanisch zu bezeichnen. Rassisch fällt aber vielleicht ins Gewicht, daß Menelaos als „blond" bezeichnet wird, und die gefundenen Schädel sind Langköpfe.

Etwa gleichzeitig ist Italien vom indogermanischen Strome betroffen. Über Epirus wanderte die steinzeitliche bemalte Keramik nach Apulien; im Norden der Halbinsel wurde wohl durch die Illyrer das Band vom Donaukreis herübergetragen. Nur Etrurien blieb unberührt. Eine dritte Welle brachte die Pfahlbaukultur über die Ostalpen. Diese ostalpinen Pfahlbauer gelten als die indogermanischen Italiker. Man findet italische Schultereimer bei Mantua nach dem Vorbilde des bekannten Eimers aus dem Sylter Denghoog. Die Vorliebe des Goethevolkes für Griechenland scheint uralte, geistige, rassische Verwandtschaft. „Griechenland" (Goethes „Griechheit") bedeutet letzten Endes Vermählung nordischen Geistes mit mittelmeerischer Form.

Zum ersten Mittelpunkt dieser ägäischen Kultur, die dann ein Jahrtausend lang wenigstens auf den Südosten Europas zurückwirkte, war seit etwa 2000 Kreta geworden (Kamares-Stil) — der Brennpunkt zwischen dem mittelmeerischen West-Ost-Weg, zwischen Ägypten und dem Balkan. Den ersten Vorposten in die Mitte des Indogermanengebiets aber entsandte der Südosten mit den kurz vor 1000 aus Kleinasien nach Mittelitalien eingewanderten Etruskern. Ihr Einfluß auf die spätere Hallstatt- und La-Tène-Zeit ist unverkennbar.

Man darf nun hierbei nicht übersehen, daß sich damals Vorderasien bereits seit Jahrhunderten in mächtigem Vorsprung gegenüber Alteuropa befand.

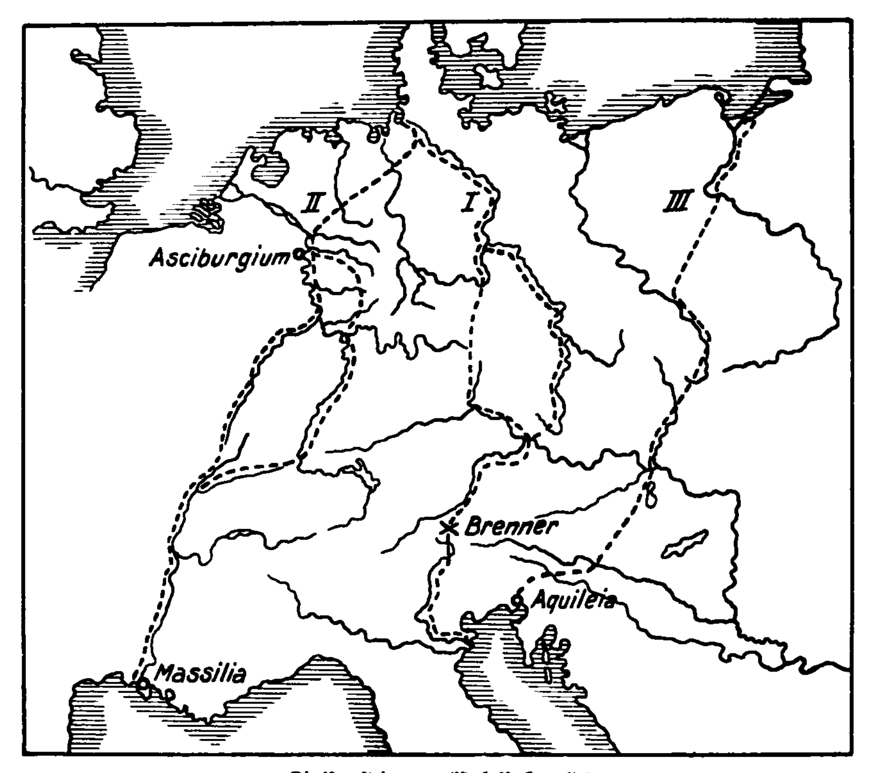
Wüste, Steppe, Überschwemmung und Bevölkerungsüberschuß hatten zur verdichteten Ausnutzung der Oasen und Strombetten gezwungen. Hunger trieb zur Urbarmachung der Randflächen, Vergrößerung der Ackerflur, Bewässerung, Anlage von Schöpfwerken, Kanälen, Dämmen, Gartenanlagen, künstlichen Seen und Städten. Dies wieder reizte zur Berechnung der Tiden, zur Erfindung des Kalenders, zur Beobachtung der Gestirne, führte zu Anfängen der Wissenschaft. Aber erst im letzten Jahrtausend verbreiteten sich die Urzellen der städtischen Kultur auf die Apenninenhalbinsel und erst mit den Römern der Kaiserzeit an den germanischen Rhein.



Bernsteinplastik aus Woldenberg (Neumark).

Demgegenüber erscheint das damalige Mitteleuropa noch völlig im Banne der Naturwirtschaft. Die Bronzezeit (2000—800 v. Chr.) setzt sich erst ganz allmählich durch. Ihre Vorstufe bildet die Kupfer-, die Metall-Steinzeit. Kupfer heißt nach der Insel Kypros (Cypern), es fand sich jedoch auch in Spanien und Österreich-Ungarn. Von den Pyrenäen bringen schon vor 2000 die Glockenbecherleute den Kupferdolchstab, aus Ungarn kommen die ersten, auch die troischen und deutschen Kupferbeile. Bronze tritt um 2500 v. Chr. in Ägypten, um 2300 in Deutschland auf. Doch die härtere Bronze entstand erst allmählich durch Zusatz von 10 v. H. Zinn, und bald wurde Britannien zum Hauptzinnlande. Gleichzeitig mit dem Kupfer verbreitete sich das Gold; Silber war dagegen in Deutschland noch unbekannt.

Neben den alten Steinwaffen und dem neuen Metall standen als wichtige Handelswerte Bernstein, Salz und nordische Pelze. Bernstein ist versteinertes Baumharz aus dem Tertiär. Das älteste Bernsteingebiet war Westjütland und die nordfriesische Küste. Der Nord-Ostsee-Bernstein enthält 3—8 v. H. Bernsteinsäure, der mittelmeerische noch nicht einmal ½ v. H. Nordisches Gut ist daher leicht zu erkennen. In der Steinzeit entwickelte sich jedoch noch kein Ausfuhrhandel. Die Bronzezeit aber treibt den Bernstein förmlich in Wellenringen zuerst nach Niedersachsen und Ostelbien. Die nordische Südost-



Die Bernsteinwege. (Nach R. Hermitz.)

wanderung bringt ihn nach Polen und Galizien. Er dringt dann in den Pfahlbaukreis und das nordische Oberitalien. Weiterhin erobert er Britannien und Irland, und zuletzt findet man Nordsee-Bernstein in den Schachtgräbern von Mykenai. Tauschmittel war vielfach Goldschmuck, wie die Halbmond-Anhänger in nordhannoverschen und westjütischen Gräbern, in Hallstatt das Salz, in Südfrankreich der Wein.

Elektron nannten die Griechen das köstlich goldartige Baumharz; Herodot sagt, es komme vom Eridanus. Das Altertum wußte, daß der „mächtige" Strom „am andern Ende der Welt" floß. Dieser Bernsteinstrom ist die Elbe. Diodor

kennt außerdem die Insel Abalus (das keltische Avalun), eine Tagesfahrt vor der Mündung — unser Helgoland, wo Bernstein reichlich angeschwemmt werde. Diese Insel war noch zur Zeit des Bremer Geschichtsschreibers Adam (1075) zwölfmal so groß wie heute; Steinzeitgräber lassen vermuten, daß sie ehemals noch weit umfangreicher gewesen. Später zogen sich dagegen sowohl der Bernsteinhandel wie die Völkerwanderungen stark nach der Weichsel hinüber.

Montelius hat nun die uralten Handelswege durch Deutschland wiederentdeckt. Die älteste Straße führte von der Elbmündung bis zur Saale, wo sie sich bis zum Inn in einen Saale- und einen Mittelelbe-Moldau-Weg gabelte. Dann strömten beide zusammen und führten über den Brenner an die Adria. Eine zweite Straße entwickelte sich nach der Gründung von Massilia (Marseille) im 7. Jahrhundert von der Niederelbe quer durch Westfalen nach Asciburgium an der Ruhrmündung. Dort gabelte sich auch dieser Weg in zwei Äste und lief nach ihrer Wiedervereinigung an der Saone südwärts durchs Rhonetal. Erst etwa um 400 v. Chr. entstand die dritte Bernsteinstraße von der Weichselmündung an die obere Oder, March und mittlere Donau am Ostrande der Alpen hin nach Aquileja — der Bernsteinpfad der Römerzeit.

Die Ausbeutung von Salzquellen und der Besitz salzlagerreicher Gebiete spielt dagegen erst in der frühen Eisenzeit eine größere Rolle, und der Höhepunkt des nordischen Pelzhandels fällt sogar erst in das frühgeschichtliche Jahrtausend nach der Zeitwende.

Kulturen der Bronzezeit

Wenn um die Mitte des 3. Jahrtausends das Kupfer als Werkstoff allgemein bekannt war, so geht daraus hervor, daß der Norden selbständig zu seiner Metallkultur aufstieg. Wirkten einerseits die zum Städtebau fortgeschrittenen Reiche im östlichen Mittelmeer nach Mitteleuropa hinüber, so brachten andrerseits die nordischen Völker gerade in diese Gegenden eine eigenwillige Gesittung mit. Das Griechentum insbesondere erscheint uns heute als glückliche Verschmelzung des Indogermanentums mit der Mittelmeerkultur. Homer so gut wie Äschylos, Phidias so gut wie der Zeus von Olympia, Achill und Agamemnon, Sokrates und Alexander sind im Grunde nordischen Geistes.

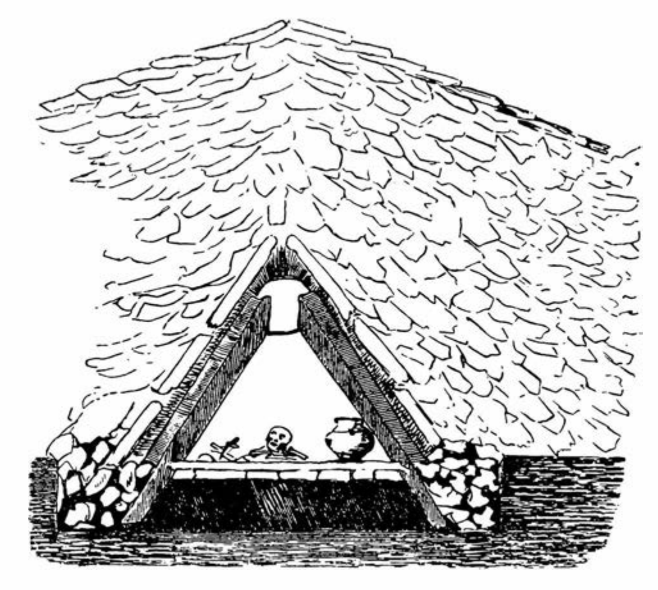
Demgegenüber bietet Mitteleuropa und insbesondere Deutschland ein ganz anderes Bild. Zwar ist die bäuerliche Erstarrung der Jüngeren Steinzeitkreise gewichen, und neues Leben ist überall eingezogen, aber Wirtschaft und Hausbau bewegen sich doch noch auf dörflicher Grundlage, und von Staatlichkeit sind nur erst Anfänge zu bemerken. Immerhin wird eine ständische Schichtung deutlich, und wir blicken teilweise in wundervolle bäuerliche Kulturen von uralter Überlieferung, ausgeprägter Sitte und sogar hoher künstlerischer Fähigkeit.

Die eigenartigsten Pflanzungen der „deutschen" Bronzezeit sind der Aunjetitzer und der Lausitzer Kreis, vor allem aber der reich und fest in sich geschlossene nordische. West- und Süddeutschland zeitigen den Stil der kerbschnittverzierten Tongefäße, treten aber im ganzen noch zurück, da die dort später siedelnden Kelten erst aus eigentümlichen Volkstumsmischungen der Jüngeren Bronzezeit hervorgehen. Die Überlagerung jener vier jungsteinzeitlichen Kreise durch neue indogermanische Herren hat also die Bildung der geschichtlichen Urvölker und der ihnen eigentümlichen Art und Sitte hervorgerufen.

Nicht ganz einig ist die Forschung bis heute über Beginn und Ende der Bronzezeit. Montelius rechnet sie von 1800—750, Kossinna von 2300—750, Schuchhardt von 2100—800.

Gesittung von Aunjetitz

Einen großen Teil Mitteldeutschlands, fast ganz Böhmen, Mähren, Schlesien und Niederösterreich, erfüllt in der Zeit von etwa 2000—1500 die nach dem nordböhmischen Aunjetitz (bei Smichow) genannte Kultur. Es ist eine auf-



Leubinger Grab.

fallend schöne Bronzekunst, die dort, angeregt vielleicht noch durch die Glockenbechermenschen, sich auf dem sonnigen und fruchtbaren Boden jungsteinzeitlicher Bauernwirtschaft erhob. Auch wichtige Handelswege durchquerten das erz- und salzreiche Gebiet, so daß es für eine völkische Blüte wohl vorbestimmt schien.

Die Bestattungsform ist ziemlich einheitlich. Die meisten Gräber bergen Hocker, mit dem Gesicht nach Osten, dem Scheitel oft nach Süden, andere zeigen ausgestreckte Skelette, die nicht selten wohlbekleidet in Holzsärgen beigesetzt wurden, oft mit reichen Beigaben. Bei Leubingen, Helmsdorf, Kirchheiligen und Nierstedt in Thüringen hat man Fürstengräber aufgedeckt: „rechteckige Hütten in starkem Holzbau", der Hügel ist dann darüber getürmt. Diese stolzen Gräber bilden Kuppelbauten aus Steinen, die zum Beispiel beim Leubinger Totenhaus meilenweit aus dem Kyffhäuser und von der Hainleite hergeholt waren. Dachziegelartig bildeten sie einen Panzer zum Schutz gegen Nässe und Raubzeug. Der ganze Hügel hatte einen Durchmesser von 34 m, eine Höhe von 8,5 m. Unter dem Steingewölbe und dem Erdhügel stand der dachförmige Holzbau des Hauptgrabes. Später war der Hügel für viele Nachbestattungen benutzt worden. Der Fußboden war gepflastert und holzgedielt: Beobachtungen, die für die Erforschung des damaligen Hausbaus bedeutsam sind. Auf den Dielen lag das Skelett eines alten gichtischen Mannes mit schlechten Zähnen und quer auf seinem Schoß ein etwa zehnjähriges Mädchen. Als Beigaben fand man unter anderem fünf schwergoldene Kleinode und eine kleine Spirale.

Die Töpferei der Aunjetitzer ist blankpoliert, vielfach beutelförmig, oft grauschwarz, besonders eigentümlich ist der bootförmige Henkelnapf, die kielbodige Vase. Auch in Rössen liebte man die Bootform. Diese Keramik findet Freude an der Gesamtform, während die Verzierung zurücktritt. Ist sie aber vorhanden, so erinnert sie an Schnur und Band. Andere Leitformen sind schlauchförmige Kannen und Töpfe, ferner der ganz kleine dreieckige Dolch, die Säbelnadel („Kopfösennadel") und Goldspiralen.

Der Schädel des Aunjetitzers ist, soweit wir bis jetzt sehen, nicht so lang und schmal wie der thüringische, aber höher als die Megalithköpfe, nah verwandt den Rössenern. Es sind also jedenfalls nordische Menschen, die hier hausten, vielleicht Illyrier.

Die Illyrier

Die Gesittung von Aunjetitz wurde um 1400 durch die Lausitzer Kultur abgelöst. Diese hat noch Hallstatt überdauert und ist erst nach Beginn der La-Tène-Zeit um 400 allmählich verschwunden.

Ihr Gebiet lag nördlich der mittleren Donau, noch in Ostdeutschland finden sich illyrische Ortsnamen. Denn den Illyrern, einer Sondergruppe der Indogermanen, schreibt man gewöhnlich die Lausitzer Kultur zu. Polnische Forscher versuchen aus politischen Gründen zwar, sie für urslawisch oder urpolnisch zu erklären, jedoch ohne wissenschaftliche Unterlagen. In geschichtlicher Zeit rechnen zu den Illyriern die nordwestlichen Griechen, die östlichen Unteritaliker (Messapier), die Veneter, die Bewohner der Ostalpen, Ungarns und des nordwestlichen Balkans. Schuchhardt hält allerdings die Sueben (Semnonen) für

die eigentlichen Träger dieser reichen ostdeutschen Gesittung, die aber bis Ungarn hinabreicht. Tacitus schildert die Sueben als germanisches Kernvolk. Die Herkunft der Lausitzer Kultur ist also noch nicht einwandfrei geklärt.

Die Illyrier sind ursprünglich ein nordisches Volk, das von dem Kerngebiet nördlich der Donau nach Westen bis zur Werra vorstößt und bald unter stärkerer Beteiligung der Vorbevölkerung eine sehr einheitliche Gesittung entfaltet. Um 1500 verlagert sich ihr Siedelraum unter Räumung Thüringens und Südwestböhmens nach Osten bis Polen. Offenbar rücken damals die westlichen Kelten nach, so daß die Grenze zwischen beiden Stämmen jetzt etwa eine Linie von der Saale über Böhmen in der Richtung der oberen Moldau bezeichnet. Im Norden dehnte sich die Kultur bis zur Weichsel und den hinterpommernschen Höhen, wo sie sich mit dem Nordkreis berührte.

Infolge der damaligen Schwäche des Keltentums hat sich die illyrische Bevölkerungszunahme dann um 1000–800 in tiefen Vorstößen nach Westen bis Köln, Mosel, Saar, ja in Ostfrankreich und auch in der Schweiz bemerkbar gemacht, jedoch handelt es sich hier wohl mehrfach nur um Wanderung von Sitten und Moden. In der Zeit von 800–500 bildet Hallstatt in Süddeutschland einen vorwiegend illyrischen Kulturmittelpunkt. Die Kelten übernehmen von den Illyrern das jüngste Metall, Namen und Stoff des Eisens.

Der Vorstoß nach Westen war jedoch nur eine vorübergehende Bewegung. Immer weiter geht gegen 500 auch der illyrische Einfluß in Süddeutschland zurück, und der keltische gewinnt wieder den alten Boden. Von Osten schwärmt das Reitervolk der Skythen bis an die Oder und die Ostalpen, doch ohne ansässig zu werden. Vergebens belagert es die zum Schutz der Märkte errichteten Befestigungen und Fliehburgen. Etwa gleichzeitig scheint ein germanischer Druck vom Nordkreis her gegen die Mark, Warthe und Netze erfolgt zu sein, und im Westen erstarkt mehr und mehr das keltische Volkstum.

Kämpfe sind jedoch nicht nachweisbar, auch geben die Illyrier, wahrscheinlich vom Zauber der Südkultur berührt, ziemlich rasch mehr Raum frei, als die langsam nachrückenden Germanen und Kelten brauchen. Ein Teil von ihnen ist wohl auch in den Germanen aufgegangen. So bieten sie ein Vorspiel der späteren germanischen Völkerwanderung, wenn sie nun durch die mildere Sonne des Mittelmeers und seiner fortgeschrittenen Gesittung den Südmarsch antreten. Illyrische Reste verbleiben jedoch in Pannonien, den Ostalpen und in Venetien.

Die Lausitzer Kultur stellt neben dem germanischen Nordkreis die Hauptblüte des bronzezeitlichen Deutschland dar. Große Dörfer bezeugen eine dichte Besiedelung und jahrhundertelangen bäuerlichen Frieden. Schon waren um Ringburgen mit doppeltem Plankenwerk ganze Gaue zusammengefaßt. Bereits die Aunjetitzer verraten in solchen Burgen eine gewisse Staatlichkeit, in der man bereits mit Fürsten und jedenfalls einer ständischen Gliederung in Adel, Bauern und Hörige zu rechnen hat. Diese ostdeutschen Burgen liegen größtenteils zwischen Oder und Elbe in einem Streifen von Böhmen bis nach Mecklenburg hinein. Einige der berühmtesten sind die Römerschanze bei Potsdam, Baalshebbel bei



Goldschmuck von Eberswalde.

Starzeddel, die Schwedenschanze bei Breslau-Oswitz, die Wälle auf dem Siling (= Zobten) und dem Breiten Berg bei Striegau, im ganzen kennt man gegen 20. Diese Vesten waren Gauburgen, Mittelpunkte der Gaugenossen, Vorläufer der altsächsischen und vergleichbar den altgriechischen, um die sich das umliegende Land zum „Stadtstaat", zur Polis, verdichtete. Da sie alle erst aus der Zeit um 700—500 stammen, scheinen sie auch ihrer ganzen Lage nach zugleich Schutzburgen gegen Germanen und Kelten.

Die nordische Wesensart dieses Volkes verraten vor allem auch die Hausbauten. In Buch bei Berlin sind die Spuren eines ganzen Bronzezeitfleckens zutage gefördert, etwa 60 Morgen bebauter Fläche. Bis auf zwei sind alle Häuser Vorhallenbauten, auch die zahlreichen Grundrisse der Römerschanze zeigen jenes altnordische Megaron, das viereckige Pfostenhaus, das, wie wir sahen, durch den ganzen Balkan nach Griechenland wanderte, hier den dorischen Tempel hervorrief und die altspanische Rundhütte verdrängte. Diese behauptete sich einzig im antiken Rundtempel und hat sich auf Kreta zum Hofhaus erweitert — dem Viereckhof mit herumgescharten Rundtürmen.

Die illyrischen Häuser dagegen sind echt nordisch gezimmerte Viereckpfostenhäuser, eingetieft, mit manchmal 2 m hohen Lehmwänden und Satteldach mit Uhlenloch im Giebel.

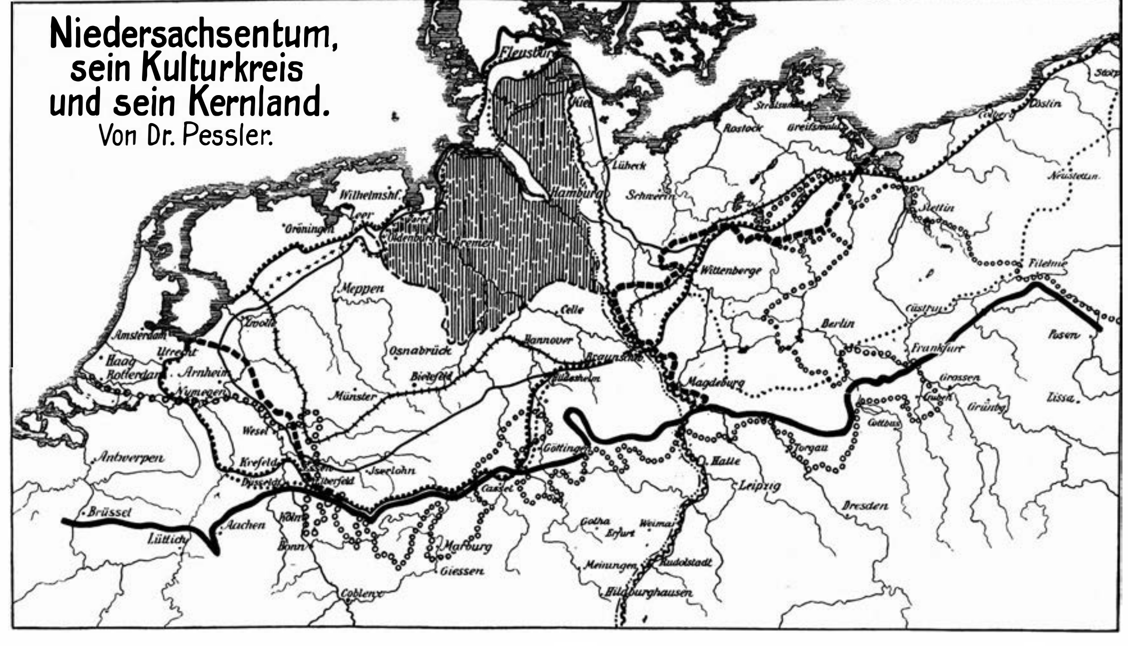
Die Keramik der Lausitzer Kultur zeigt Anmut, glänzende Glättung, warme, oft gelbrote Farbe. Sie liebt die Gefäßform, den schönen Tonleib, die Klarheit der Linie. Sie bildet frauenbrustähnliche Buckel von einzigartiger Gestalt. Als Ornamente dienen Spiralen, Strichreihen, Rosetten, Räder, Kreise, dann gleichlaufende Rillen, zuletzt Flecht- und Webemuster. Überall zeigt sich ein erfinderischer Geist.

Natürlich hat die illyrische Kultur auch sehr feine Bronzen hervorgebracht, die freilich den nordischen nachstehen. Das Großartigste ist aber wohl der gewaltige Goldfund vom Messingwerk bei Eberswalde, ein Hort von 8 kostbaren Trinkschalen, über 60 Drahtspiralen, Hals- und Armbändern und Rohgold. Die 8 Trinkschalen sind wie neu, von papierfeinem Golde mit altnordischer Sonnen-, Ring- und Spiralverzierung. Es ist der Goldschatz eines Königs, der aus goldenen Gefäßen trank und sein Haar mit goldenem Bande zusammenflocht.

Die Germanen

Den Westen, Süden und einen Teil der Mitte Deutschlands erfüllen während der Bronzezeit die Kelten, mögen sie auch vorübergehend von der illyrischen Machtentfaltung im Osten betroffen werden. Ihr Wachstum hat vielleicht den Abzug der Illyrier mit hervorgerufen, ihre Blüte fällt jedoch erst in die Mitte des letzten Jahrtausends.

Demgegenüber ist die Erstarkung des Nordkreises eine bereits frühbronzezeitliche Erscheinung, die im weiteren Verlauf dieses Abschnitts zu der für Deutschland nachhaltigsten und wichtigsten Entwicklung, nämlich zu seiner



Niederdeutsche Sprachgrenze. Nach Maurmann.

Grenze der niedersächsischen Mundarten. Nach Bremer.

Grenze der nordniedersächsischen Mundart. Nach Bremer.

Grenze des altsächsischen Mittellängsdielenhauses. Nach Pessler.

Grenze des altsächsischen Kübbungshauses. Nach Pessler.

Grenze des altsächsischen Flettdielenhauses. Nach Pessler.

Grenze der altsächsisch beeinflussten Hausformen. Nach Pessler.

Westgrenze der Rundlinge. Nach Meitzen.

Westgrenze der slawischen Ortsnamen. Ungefähr.

+ + + + Grenze der friesischen Orts- u. Personennamen. Mutmasslich.

oooooo Nordgrenze d. Bevölkerung mit über 10% des braunen Menschentypus. Nach Ranke.

|||||||| Gebiet des reinsten Sachsentums, ethnogeographisch erschlossen

Germanisierung führt. Indogermanen waren die süd-, west- und ostdeutschen Steinzeitbauern schon durch Kelten und Illyrier geworden, Germanen wurden sie erst durch die in der Geschichte fast beispiellos gründliche Einverleibung in den Nordkreis.

Die Einwanderung oder (wenn wir den Nordkreis als Teil ihrer Urheimat ansehen) die Wanderbewegung der Indogermanen, ihren Zerfall in die Einzelstämme darf man in die Zeit um 2500—2000 zurückverlegen. Seit diesem Augenblick ist es demnach erlaubt, von Urgermanen zu sprechen. Und indem diese sich über ein Gebiet von der Oder bis zur Weser, über Jütland, die Ostseeinseln und Skandinavien, dann über den Niederrhein, zuletzt aber, bereits in geschichtlicher Zeit (350—450 n. Chr.), über England verbreiten, kommt es mehr und mehr zu einer Absonderung der einzelnen Stämme. Heute finden wir Deutsche, Holländer, Vlamen, Engländer, Dänen, Schweden und Norweger als selbständige germanische Volkskörper, ihre Eigenart in Sitte und Sprache ist immer weiter fortgeschritten.

Dem steht in der Bronzezeit noch eine festere Einheitlichkeit gegenüber. Schon sprachlich ist das auffallend. Sind doch sämtliche germanischen Mundarten dem eigentümlichen Vorgang der ersten Lautverschiebung verfallen. Sie besteht darin, daß die indogermanischen Laute bh, dh, gh zu Geräuschlauten, die Medien b, g, d zu stimmlosen Verschlußlauten und die alten Tenues p, k, t zu stimmlosen Spiranten werden. Die Wortbetonung sodann, die im Indogermanischen noch von Form zu Form wechselte, wurde im Germanischen zur Stammbetonung, was wiederum den Zerfall der Endungen zur Folge hatte, der im Englischen am weitesten, jedoch auch im Deutschen und Dänischen schon stark fortgeschritten ist. Danach ist zu betonen: Wálthari, Chérusker, Wándaler, Níbelungen, Wálhall, Súgambrer. Die Stammbetonung ist die eigentliche Mutter des kraftvoll-ernsten Stabreims, dem erst zur Zeit Karls des Großen der weibliche romanische Endreim an die Seite trat. Dem Endsilbenzerfall steht aber andrerseits die Bewahrung des indogermanischen Ablauts gegenüber, der den harten Tonfall und die Vorherrschaft der Mitlauter zu einem Vokalspiel befreit hat, das noch Walther von der Vogelweide zu einem seiner klangvollsten Lieder begeisterte.

Diese Vorgänge bezeichnen einerseits die Auseinandersetzung der indogermanischen Einwanderer mit der uns unbekannten Sprache der Steinzeit-Megalithiker, andrerseits wohl bereits die selbständige Entfaltung der germanischen Wesensart im Kampf mit dem rauheren, lichtlosen Lande und dem wilden Meer. So war der Sinn der Germanen von Anfang an auf das Harte, Kernhafte, Wesentliche und gleichzeitig Formlose gerichtet.

Gegenüber ihren Nachbarn, den Illyriern im Südosten und den durch die Saale von ihnen getrennten Kelten im Südwesten Deutschlands, bildet der Nordkreis jedoch eine noch viel ausgeprägtere Einheit. Das Heimgebiet der Germanen deckt sich ganz auffallend mit dem der Hünenbetten, der kostbarsten europäischen Feuersteinwaffen, der Tiefstichkeramik, es deckt sich mit dem Vorkommen der Übergroßen, der blondblauen nordischen Rasse, ganz bestimmter

Göttersinnbilder, der Siedelung und des Hausbaus. Im Lauf der Zeit ist dann in den einzelnen Landschaften eine Vermannigfaltigung eingetreten, die auch im nordischen Steinzeitkreise wohl schon vorgebildet war. Aber viel stärker blieb auch jetzt die Übereinstimmung. Noch heute kann man in Niedersachsen, dem Gebiet reinsten Germanentums auf deutschem Boden, nachweisen, wie die niederdeutsche Sprachgrenze (Brüssel—Aachen—Düsseldorf—Kassel) weithin mit dem altsächsischen Mittellängsdielenhaus zusammenfällt (S. 65). Und in den gleichen Grenzen halten sich bis heute die Ostfeuersitte, das Haus, die Pferdeköpfe und Schwäne am First: derselbe Raum ist das Gebiet der älteren Riesengräber.

Im Verlauf besonders der Jüngeren Bronzezeit (also vor 800) erfährt nun der Nordkreis eine bedeutende Vergrößerung. Im Westen wird der Niederrhein erreicht, im Osten die Niederweichsel, in Mitteldeutschland der Harz und die Mittelelbe. Und je mehr sich das Siedelgebiet ausbreitet, um so mannigfaltiger wird die Sonderentwicklung der germanischen Stämme. Hinterpommern zum Beispiel erzeugt um diese Zeit nicht weniger als 22 eigentümliche Bronzeformen: Pferdegeschirr, Frauenschmuck, Waffen und Gerät. Ähnlich ist es mit den seltsamen Steinsetzungen in Schiffsform, wie sie fast nur in Gotland und Kurland vorkommen, oder viel später etwa der hannoverschen Fibel.

Diese Ausdehnung der Germanen über den ganzen deutschen Raum ist der für die deutsche Geschichte entscheidende Vorgang. Er ragt noch weit über die Zeitwende hinaus und hat für alle späteren Verhältnisse die Grundlagen geschaffen. Wir können einen westlichen, einen südlichen und einen ost-südöstlichen Vormarsch unterscheiden. In der Jüngeren Stein- und der Älteren Bronzezeit hat man sich noch Wüstungen zwischen den Kulturkreisen und Teilvölkern zu denken. Im letzten Jahrtausend aber, wo eine starke Bevölkerungszunahme zu beobachten ist, haben sich diese Einheiten näher aneinander-, zuletzt ineinandergeschoben, ohne daß von einer wirklichen Volksdichte schon gesprochen werden dürfte. Die bewohnten Gebiete waren sehr ungleich besiedelt und durch Urwald, Moor, Sumpf und Heide sowie durch unwegsames Gebirge reichlich unterbrochen.

Im Westen überschreiten die Germanen um 750—500 in breiter Kampflinie den Niederrhein. Belgien und die Mosel werden genommen, zunächst aber keltisiert. Zu diesen Vortruppen gehörten die Treverer (Trier) und die Nervier (Bavay). Um 60 v. Chr. wird das deutsche Germanengebiet im Osten etwa vom Bug, im Westen vom Rhein und Wasgenwald begrenzt, im Süden ist fast die Donau erreicht. Mit Mühe nur vermag Caesar die Kelten Galliens vor dem Germanensturm des Ariovist zu schirmen. Kampflos räumen die Helvetier die Landschaft „Schwaben“ vor den von Osten nachrückenden Sweben. Bedenkt man nun, daß bereits die germanischen Gaesaten um 250 v. Chr. in Italien mit den Kelten gegen Rom kämpften, und daß Marius kurz vor 100 die ersten ernstlichen Germaneneinfälle abzuwehren hat, so wird klar, daß die um 375 mit dem Hunnensturm einsetzende „Völkerwanderung“ nur die letzte Welle einer bereits in der Bronzezeit anhebenden Überschwemmung Deutschlands, zuletzt fast ganz Europas, durch den germanischen Nordkreis darstellt.

Am schwersten war der Vormarsch im Süden. Denn die Kelten saßen mit ihrer Hauptmacht im Herzen und im Süden Deutschlands. Noch die Kimbern und Teutonen haben anscheinend ihre Gipfelburgen umgangen. Doch wurde die Unstrut gewonnen, und um 100 stoßen Elbgermanen mitten durch Thüringen vor. Als dann gegen Ende der La-Tène-Zeit (in den Tagen Caesars) die letzten Keltenvölker nach Westen abrückten, folgten die Hermunduren (Duringer, Thüringer), Chatten (Hessen) und Sweben (Schwaben).

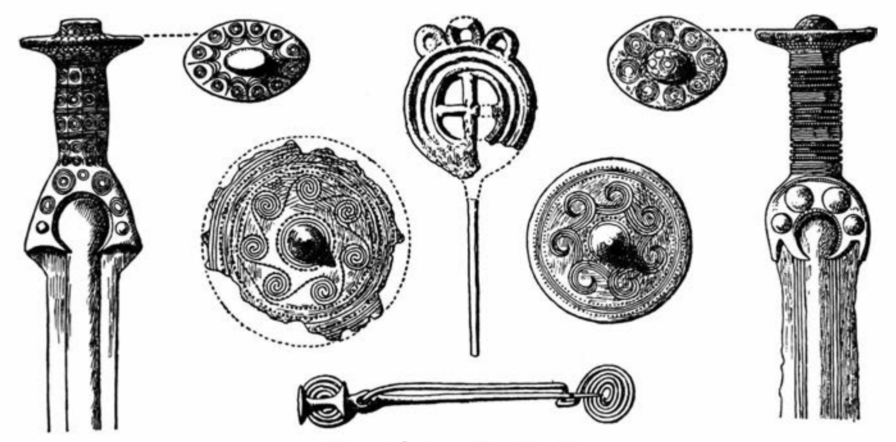
Rascher vollzog sich im Osten das Spiel. Hier rückten, wie wir annehmen, die Illyrier um 400 ziemlich schnell nach Südosten ab und hinterließen den planlos nachgreifenden Germanen viel zu weite Räume, soweit sie sich nicht mit ihnen vermischten. Schon hier beginnt die Tragödie des nachmals deutschen Ostens, die auch durch die Kolonisation der Sachsenkaiser, Heinrichs des Löwen, Albrechts des Bären und aller Ritter, Mönche und Bauern nicht wieder so eingerenkt werden konnte, daß wir heute klare Volksgrenzen haben.

Das Kerngebiet des ganzen Nordkreises scheint vorübergehend Südschweden, Nordjütland und Seeland gewesen zu sein. Dieser Raum ist dann auch das eigentliche Quellgebiet immer neuer Stämme. Von dorther landen schon vor 700 die ersten skandinavischen Germanenscharen an der Weichselmündung, wo übrigens seit Urzeiten Ostgermanen wohnten. Von dorther erfolgt um 120 v. Chr. die Auswanderung der Wandaler, Gotländer, Kimbern und Teutonen, von dorther um die Zeitwende die Überfahrt der Goten aus Götaland und irgendwann auch der Langobarden. Auch die Rugier kommen aus Skandinavien und die Burgunder aus Burgundarholm (Bornholm). Gleichwohl ist in Ostdeutschland und Westpolen die germanische Kultur (Gesichtsurnen und Steinkistengräber) bodenständig, und alle diese Ströme von Norden her treffen bereits auf verwandte Stämme. Erst lange nach der Zeitwende schieben sich von Osten die Slawen heran. Bei weitem die meisten und stärksten dieser nordischen Völker stürzen sich in die leeren oder teilweise wenig bevölkerten Räume Südrußlands. Schon um 200 v. Chr. erreichen die ersten Germanen das Schwarze Meer. Daneben aber blieben die breitesten Landstreifen ohne germanische Bevölkerung, noch nicht einmal Deutschland war um diese Zeit restlos ausgefüllt. Teile Ostpreußens blieben im Besitz indogermanischer Balten, Böhmen blieb sogar zeitweise unbewohnt, Schwaben halbkeltisch, die Schweiz bis in die Völkerwanderung ganz. Noch verhängnisvoller war, daß nach 200 fast alle Ostgermanen aus dem Erdsaal zwischen Oder und Weichsel abzogen. In den leeren Raum drangen von Osten her seit etwa 600 die Slawen ein, das letzte der indogermanischen Teilvölker. Um 800 hatten sie Eiderauelle, Ilmenau, Saale und Fichtelgebirge erreicht. Der „Limes Sorabicus" lief als unglückselige Grenze mitten durch Deutschland. Andrerseits hatten die Westgermanen damals England und Flandern, die Maas bis Lüttich, die Mosel bis Diedenhofen, die Aar bis Solothurn erobert.

Der ungeheuren kraftstrotzenden Ausbreitung der Germanen entsprach also ihre fast sinnlose Verspritzung über ganz zusammenhanglose Gebiete.

Germanische Kultur der Bronzezeit

Wenn je eine urgeschichtliche Pflanzung menschlichen Geistes und menschlicher Hand in sich eine bodenständige Blüte war, so ist es die germanische Kultur der Bronzezeit gewesen. Wie jene franko-kantabrische Höhlenkunst der Altsteinzeit überragt sie alle umliegenden Kreise Mitteleuropas und findet nur in der mittelmeerischen Kultur der Ägäis ein ebenbürtiges Seitenstück. Auch hier brachte es die Bronzekunst zu einer ungeahnten Entfaltung, ja das Gußverfahren hob sich infolge der Nachbarschaft der vorderasiatischen Stadtwesen sogar noch früher zu großer Höhe. So fällt die Frühzeit dieser mykenischen Kunst bereits ins 3., die Blüte ins 2. Jahrtausend, verherrlicht durch einen Weltdichter wie Homer, den die im ganzen noch schriftlosen Germanen nicht



Waffen und Geräte aus der Bronzezeit.

erstehen sahen. Diese Tatsache hat den Norden allzusehr vor der Antike verblassen lassen, denn der Mund uralter nordischer Sänger ist eben für immer verstummt.

Die Überlegenheit des Nord-Ostseekreises zeigt sich nun zunächst in der Herstellung der Waffen. Die Hauptwaffe der indogermanischen Steinzeit wurde jetzt in Bronze umgegossen: die Streitaxt. Sie hat eine lange Entwicklung durchgemacht. Zuerst gebrauchte man Flachbeile aus Kupfer als Arbeitsgerät, dann flache Randbeile, Absatzäxte, Lappen- und Tüllenäxte. Jede Form überbot die andere durch ihre festere Verbindung mit dem Schaft, ihre Zweckmäßigkeit und Schönheit. Auch die Lanze war schon eine Erfindung des Steinalters, doch ist sie, abgesehen von den Moorfunden, in den Gräbern selten, weil sie zu lang war. Bezeichnend ist, daß der Pfeil nicht wie in Vorderasien als Kriegswaffe, sondern nur zur Jagd benutzt wurde. Der Germane liebte den Nahkampf. Lieber war ihm der Dolch, der sich im Norden selbständig aus den Steinwaffen entwickelt hat. Diese Schneiden mit ihren oft wundervollen Griffen wurden zum Teil als

Stichwaffen, zum Teil durch Befestigung im rechten Winkel zu einem sogenannten Schwertstabe als Hiebwaffe gebraucht. Der Liebling des Germanen wurde aber das Schwert. Über keine andere Waffe haben die Dichter so viel



Kleidung und Waffen aus der Bronzezeit.

gesungen, um keine andere hat sich so die Heldensage gerankt. In einer nordischen Erzählung stürmt die Schildmaid Herwör zum Grabhügel ihres Vaters, um dem Toten das herrliche Tyrfingschwert abzutrotzen. Ein Zauber ruht auf ihm, daß es eines Mannes Tod sein solle, sooft seine Klinge sich höbe. Wir kennen

nur vereinzelt Namen von Helmen und Streitäxten, aber viele Namen berühmter Schwerter. Siegfrieds Klinge hieß Balmung, Sigurds Waffe Gram; wir kennen Mimung und viele andere Heldenschwerter, meistens Werke kunstreicher Zwerge. Daher sind denn auch die nordischen Bronzeschwerter an Schönheit und Zweckmäßigkeit unerreicht. Die Steinzeit dagegen kannte noch keine Schwerter. Sie haben sich über den Dolchstab aus der Speerspitze entwickelt. Hier ist also aus einer Stich- eine Hiebwaffe abgeleitet. Daraufhin deutet auch das Wort Schwert (swert), das jünger und nur auf den germanischen Ring beschränkt blieb; es fehlt sogar im Gotischen, wo dafür das ältere hairus gebraucht wird. Dies gehört zu altindisch šáru = Geschoß, Speer und griechisch κείρω = schneiden, verrät also die alte Schneid- und Stichwaffe. Die Verzierung der Griffe ist entweder reliefartig eingetieft und durchbrochene Arbeit oder übersponnen mit eingeschlagenen Mustern in sprudelnder Fülle: Spiralen und Zickzack, Bändern und Bogen. Zuweilen findet sich auf der Knaufplatte Einlage von Bernstein. Die Klingen dagegen sind ernst und gefurcht, von einem Mittelgrat durchzogen, aber sonst nackt. Von bezaubernderem Linienschwung erscheinen besonders Kurzschwerter und Dolche. Später fand das Messer weite Verbreitung, dagegen traten die Schutzwaffen (Schilde und Helme) sehr zurück.

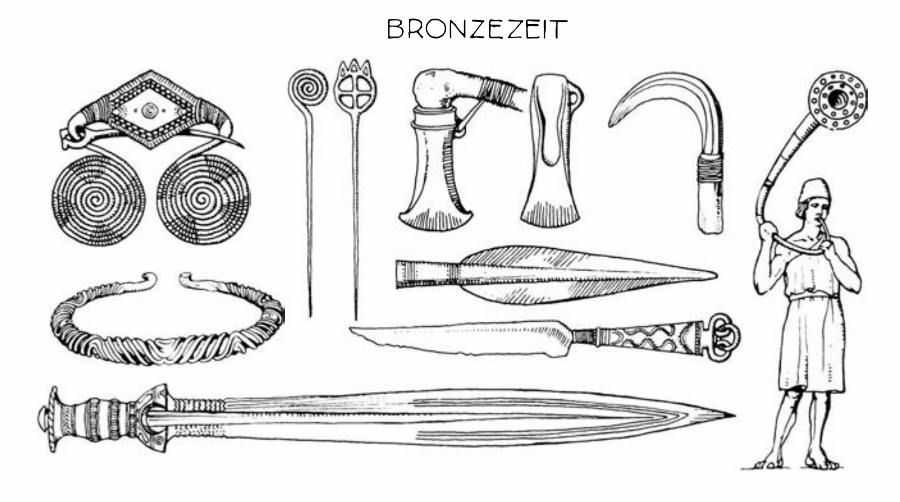
Mancherlei Gerät sowie die schwedischen Felsbilder und das Grabmal von Kivik in Schonen beweisen, wie sehr das Pferd im Mittelpunkt des germanischen Bauernkriegerlebens stand, auch kennt die Sage sehr viele berühmte Pferdenamen. Jene doch wohl schon urgermanischen Steinritzungen zeigen uns bespannte zweirädrige Karren, vielleicht Kriegswagen, vor allem auch Reiter. Die indische Dichtung des Rigweda sowie die mykenische Kultur Homers kennen das Pferd nur als Zugtier, den Indogermanen fehlt ein Wort für „reiten", noch die Römer kannten nur den Ausdruck „auf dem Pferde fahren" (equo vehi). Die Einspannung des Pferdes vor den Pflug ist bezeichnend für die Germanen, der Westen behielt das Rind bei und Vorderasien das Maultier. Erst die Einzelvölker erfanden das Reiten, und die Germanen bildeten es zu einer Kunst aus. Auf dem illyrischen Eimer der Hallstattzeit aus Watsch (600 v. Chr.?) sieht man schon Reiter, das germanische Reitergrab von Marwedel bei Hitzacker stammt von 110 n. Chr. Ursprünglich bedeutete „reiten" sich „fortbewegen", noch althochdeutsch heißt reita „Wagen". Die Germanen spitzten aber den Wortsinn auf die heutige Bedeutung zu. In der älteren und jüngeren Edda (die auf lange Pferdezucht schließen lassen) stehen etwa 70 verschiedene Namen für Göttergäule und Königshengste.

Von größter Bedeutung ist auch das Auftreten des Bootes in den Steinritzungen. Wir sahen schon, daß die frühen Westvölker von Spanien zur Bretagne den Seeweg benutzten, in Britannien landeten und auch von dem Meere aus nach dem Nordkreis einwanderten. Uralter Handel, jungsteinzeitliche Schiffahrt muß daher gerade so gut bestanden haben wie bei den Malaien des Indischen Ozeans. Die bronzezeitlichen Felsbilder zeigen hochbordige Kiele mit gewaltigen Steven, aus denen sich die so viel jüngeren und berühmteren Wikingerdrachen leicht ableiten lassen. Von hier aus ist die unvergleichliche

Meerbeherrschung der Germanen im Mittelalter (Hansa), besonders aber in der Neuzeit ausgegangen. Seemächte wie Holland, England, Deutschland und die Vereinigten Staaten stellen alle andern Völker in den Schatten. Bis heute ist die Seemannssprache vorwiegend angelsächsisch-niederdeutsch. Pferd, Schiff und Schwert waren die besten Freunde schon des Urgermanen.

Überhaupt enthalten die nordischen Felsritzungen zwar künstlerisch noch stammelnde, im übrigen aber reiche Bilder des urgermanischen Lebens. Sie erzählen von Jagden und Seefahrten, Reitern und Wagen, Göttern und Opfern, Frauenraub und Hochzeitfeiern, Viehzucht und Pflugbau. Allerdings läßt sich vieles noch nicht sicher deuten. Im allgemeinen gelten sie heute als religiöse Darstellungen. Natürlich muß es auch Erzählungen, Märchen und Sagen in Fülle gegeben haben, erhalten ist uns aber nur die Helden- und Spruchdichtung einer sehr viel späteren Zeit.

BRONZEZEIT



Der feinere Zauber der germanischen Bronzezeit, die auch wundervolle Goldarbeiten hervorgebracht hat, enthüllt sich dagegen in den Schmucksachen. Im Waffenhandwerk entsprang noch mancherlei fremder Anregung, wie übrigens jede Kultur auf Erden von andern oft wertvolle Gedanken aufnimmt. Im Kunstgewerbe offenbart sich die germanische Eigenart vielleicht am stärksten. Sie zeigt sich in Gold- und Bronzearbeiten, in Bernstein- und Metallbehandlung, in der Mannigfaltigkeit ihrer Formen von erstaunlichem Reichtum. Aus der unendlichen Fülle kann nur weniges herausgehoben werden. Sehr Schönes findet sich auf den Gürtelplatten der Frauen. Häufig ist eine strahlende Sonne in der Mitte, breite Kreisbänder umlaufen sie bis zum Rande, zwischen ihnen eilen unaufhaltsam verbundene Spiralen dahin. Überhaupt kehren Sonnen und Kreise, Zickzack, Mäander und Spiralen, Hakenkreuz und Wolfsangel, Drei- und Vierschenkel in unerschöpflicher Erfindung wieder. Ein Ineinander und Nacheinander, ein Auf und Ab, ein Beugen und

Strömen, ein Vor und Zurück sprechen von dem jubelnden Bewegungstrieb der Germanenseele. Ihr ist das Begrenzte und Ruhige des Mittelmeers fern, sie kennt keine griechische Harmonie — ihre ganze Kunst ist ewige Bewegung und von Kämpfen gespannte Kraft. Dies sind die Vorstufen der späteren Tierornamentik und des Flechtbands, in denen verschlungene Drachenleiber und sich jagende, treibende Phantasiewesen alle Flächen überwuchern, ja in mehreren Ebenen sich übereinanderschieben. Niemals aber mündet die Darstellung in mittelmeerische Naturnachahmung: stets bleibt sie gedachtes Bild, rhythmische Linienfreude, ein tollkühnes Spiel des Geistes nach eigenem Gesetz. Goldene Hals- und Armringe, Schneckenspiralen, Bronzeknöpfe und Diademe, bebilderte Rasiermesser und Gewandnadeln, metallene Hörner wie das von Wismar, vor allem die mannigfachen Fibeln, Gewandhaften, Armbrustspangen und Sonnenscheiben zeigen uns die germanische Bronzezeit in voller Blüte. Dagegen tritt die Töpferei ganz zurück.

Wunderbare Kunstwerke sind zuletzt auch die großen gewundenen Luren, deren sich immer je zwei auf einen Ton gestimmte in Niedersachsen und den Nordlanden gefunden haben. Sowohl ihr unendlich feiner Guß wie der metallisch klare und reine Ton sind erstaunlich. Die Trompeten sind auf die Tonreihe C D Es E G abgestimmt und rufen durch bloßen Lippenansatz des Bläsers 22 Töne von vollem Umfang hervor. Der Ton entspricht am meisten dem der heutigen Altposaune. Diese wahrscheinlich kultischen Hörner haben bei ihrer Vorführung alle Musikverständigen in Erstaunen gesetzt durch den Wohllaut, die Klarheit, Fülle und Majestät ihres Klanges. Das ungewöhnlich hohe musikalische Gefühl, das zu ihrer Erfindung führte, bezeugt, daß die deutsche Tonkunst uraltes Germanenerbe ist.

Wie sah nun ein Germane der Bronzezeit aus? Darüber belehren uns am besten die jütischen Baumsärge. Es sind sogenannte Totenbäume: hohle Stämme, die man der Länge nach durchsägte, aushöhlte und so als Särge benutzte. Gerbsäure hat die Kleidung zwar gebräunt, aber auch gut erhalten. Der Stoff bestand aus gebleichter Schafwolle mit einem Einschlag von Hirsch- oder Rinderhaaren. Der Mann trug ein vorn geschlossenes, von der Achsel bis zum Knie herabfallendes Unterkleid; nach einem Funde von Blengow in Mecklenburg wurde es am Halse durch eine Goldfibel, am Gürtel durch einen Bronzeknopf geschlossen und vermutlich durch Achselbänder getragen. Die Oberschenkel wurden mit dem „Bruch" (dem frühsten Beinkleid) umwickelt, einer Schenkelbinde, das Knie blieb frei, die Unterschenkel waren mit 10 cm breiten Wickelgamaschen bedeckt. Die Füße trugen gefütterte Ledersandalen. Um die Schultern warf der Germane ein schweres wollenes Lodencape, wie man es im Moor von Westergotland bei Gerum fand. Eine Art von schottischem Umschlagetuch sowie eine Filzkappe mit holzversteiftem Rand ergänzten die Bekleidung.

Auch die Frauentracht ist uns bekannt, und zwar durch einen Fund von Borum-Eshöi bei Aarhus. Der Oberkörper war durch eine enganliegende, aus einem Stück geschnittene Jacke mit Halbärmeln bedeckt. Am Hals befand sich

ein einfacher Schlitz. Den Unterarm bedeckten oft vielgewundene Ringe. Von der Brust bis zu den Enkeln wallte ein weiter, faltiger Rock, der durch einen mehrfarbigen Gürtel mit Endquasten gehalten wurde. Kunstvolle Gürtelplatten schmückten ihn. Die Unterkleidung bestand vermutlich aus Leinen. Das Haar wurde in schlicht-schöner Weise gescheitelt, ähnlich, wie wir es an den griechischen Marmorköpfen sehen, mit einem Kamm im Nacken aufgesteckt und durch ein feines Netz gesammelt. Allerdings gab es auch damals Moden, und über so viele Jahrhunderte hin wird die Tracht nicht einheitlich geblieben sein. So fand man in einem Baumsarg bei Kolding eine junge blonde Frau mit kurzem Rock und über der Stirn geschnittenem, seitwärts herabfallendem Haar.

Mancherlei Körperreste verraten uns auch, daß die Männer der Bronzezeit etwa 180 cm, die Frauen 168 – 170 cm groß waren. Ihr Haar war blond, ihr Auge vermutlich überwiegend blau, denn noch heute kommen in Nieder-



Germanisches Blockhaus.

sachsen auf 100 Blauäugige nur etwa 20 – 40 Braunaugen. Der Mann trug keinen Bart, die Frau der Älteren Bronzezeit einen kleinen Dolch als Ersatz für das Messer.

Inmitten dieser reichen Kultur war natürlich auch der Hausbau weiter fortgeschritten. Die alte westische Rundhütte, die noch in den hufeisenförmigen Grundrissen von Meinsdorf bei Plön nachklang, war längst verdrängt durch das nordische Viereckpfostenhaus, das allerdings mehrere Spielarten entfaltete. Es war vor allem jetzt ein hölzernes Sparrendachhaus, mit Rohr oder Schilf gedeckt. Entweder lag es auf einer viereckigen Steinmauer auf, wobei die Tür sich an der Giebelseite öffnete, oder es war ganz von Holz. Dieser Schritt ist entscheidend, das Dach wurde auf Ständer gehoben und damit zur Urform des Niedersachsenhauses. Es bildete mit dem Dach einen einzigen großen Raum. Den First trugen mächtige geweihte, später jedenfalls ahnenbildgeschnitzte Säulen, und so dachte man sich auch die Esche Yggdrasil mitten auf der Erde das Himmelsdach tragend. Die Zimmerkunst entwickelte sich zu hoher Blüte; Lehmbewurf, Fachwerk, ja farbiger Anstrich fehlten wohl nicht. Das Vieh blieb ursprünglich, wie noch heute auf den friesischen Halligen oder in der

Lüneburger Heide, des Nachts in Hürden. Daneben entwickelten sich zwei Hausarten, die mehr als Scheunen und Schuppen Verwendung fanden. Die eine lebt im Lüneburger „Schapkowen“ fort: es ist ein über der nackten Heide aufgestelltes Dach. Die andere ist bezeugt durch die tönernen Hausurnen der Eisenzeit, worin die Asche Verstorbener beigesetzt wurde. Diese Bauten waren Speicher, standen auf Pfosten und hatten eine Tür an der Breitseite. Man hat sie tatsächlich in Skandinavien entdeckt.

Die Kelten

Noch ein drittes indogermanisches Volk hat sich über einen großen, und zwar den südwestlichen Teil Deutschlands verbreitet: die Urkelten. Ihre Entstehung ist etwa so zu denken. Am Ende der Steinzeit saß in dem ganzen Gebiet von Böhmen bis Mittelfrankreich eine in Hügeln bestattende Bevölkerung, die Vorfahren der Bandkeramiker. Diese Bevölkerung entwickelte sich bodenständig weiter bis gegen Ende der Bronzezeit: Hügel mit Skelettbestattung sind ihr Kennzeichen. Dann treten um 1100—1000 v. Chr. die „Urnenfelderleute“ alpiner Rasse auf. Sie dringen gewaltsam vor und verbrennen ihre Toten. Aus diesen beiden Bestandteilen, mit Zumischung illyrischer Hallstattmenschen, ist im wesentlichen das Urkeltentum geworden.

Der keltische Raum umfaßt also etwa ein Gebiet zwischen Ostfrankreich und Niederösterreich. Von dort bis Bayern hinein finden sich die Einzelgräber eines Zweiges der Streitaxtleute. Später liegt in den Hügeln nicht selten eine Bronzeaxt. Bis in die La-Tène-Zeit (500 – 1) hinein werden die Toten an den uralten Stätten beerdigt. Diese keltische Spanne des 1. Jahrtausends wird als Hügelgräberbronzezeit bezeichnet, kann sich jedoch an Eigenart und Kultur weder mit dem germanischen noch mit dem illyrischen Kreise messen.

Ihre Grenzen gegen Norden sind unsicher, offenbar sind hier damals noch Völker im Entstehen, die man höchstens als vorkeltisch bezeichnen kann. Lange Zeit berühren sie sich mit dem Nordkreis kaum. Ob die Wümme bei Worpswede wirklich einen keltischen Namen trägt, ist zweifelhaft; er könnte vorindogermanisch sein. Doch Rhein, Weser, Lippe, Ruhr, Sieg, Emscher, Lahn sind keltisch, der Thüringer Wald trug ehemals die keltische Bezeichnung Semana.

Nach 1500 machen die Kelten langsam und krieglos gegen den illyrischen Osten Fortschritte. Sie erreichen die Saale und im Südosten die Moldau. Oberösterreich bis zum Unterlauf der Enns wird keltisch. Um 1000 erfolgt innerhalb dieser langsamen und wenig lebendigen Kultur ein Vorstoß illyrischer Herrenschichten nach Westen. Die Kelten werden ihnen weithin untertänig.

Dann freilich kommt die große Zeit keltischen Erwachens, die sich etwa über die Jahrhunderte von 900 – 200 hinzieht. Sie umfaßt also die beiden ersten Abschnitte des Eisenalters. Die Kultur von Hallstatt (800—500) ist an sich

illyrisch-venetisch, in ihrer südmitteleuropäischen Ostgruppe wohl schon halbkeltisch, die La-Tène-Gesittung (500—1) ganz und stellt die eigentliche keltische Blüte dar. Der Höhepunkt nationaler Wiedergeburt fällt um 400. Dem leichtlebigen Hallstatt folgt das kernige und strenge La-Tène sowohl im Stil wie im Leben. Zwei Welten scheinen sich zu berühren, einander abzulösen, ohne daß die Bevölkerung sich ändert. Die La-Tène-Kultur wird von dem keltischen Zweig der Hallstätter getragen. Umwehrte Wohnsitze lassen auf mächtige Gaufürsten schließen. Diese Häuptlinge sind die Seele der neuen Machtentfaltung, sie beschäftigen auch die Künstler des neuen Stils. Erst allmählich wird dieser keltisches Allgemeingut.

Man kann mit Schrader als deutsche Heimat der Kelten ein Gebiet etwa zwischen Rhein, Donau, Karpathen und Elbe annehmen; denn es erfolgt von hier nunmehr ihre deutlich verfolgbare gewaltige Ausbreitung nach Süden, Westen und Osten. In drei mächtigen Stößen tragen sie ihren Angriff auf das mittelmeerische Europa vor. Den ersten bezeichnet man als iberischen; er schreitet nach Spanien hin und fand wohl schon vor 600 statt. Der zweite führt um 400 zur Eroberung Galliens und Oberitaliens sowie zur Keltisierung der linksrheinischen Germanen. Die Römer werden in der Schlacht an der Allia besiegt, im Jahre 390 erscheint Brennus vor der Burg von Rom. Ein dritter Zug greift 284—278 durch den Balkan nach Kleinasien hinüber. Die Galater bedrohen Delphi und erscheinen vor den Pforten des Reiches Pergamon, dessen hellenistischer Kunst sie mannigfache Anregung geben. (Der sterbende Gallier.) Ebenso rücken keltische Bauern nach dem Abzug der Illyrer in Böhmen, Mähren und Schlesien ein. Die Illyrer der Ostalpen weichen vor ihnen in die Berge zurück.

Die Kelten gliedern sich nunmehr in die Gallier Südfrankreichs und Oberitaliens, die Belgen (z. T. keltisierte linksrheinische Germanen) Nordfrankreichs und Südbritanniens, die Briten in Wales und England sowie die Gälen in Schottland und Irland. Schon Caesar unterschied mehrere Hauptgruppen und viele Stämme unter den Kelten. Gallien teilt er in drei Teile: im Norden das keltisch-germanische Belgien, in der Mitte das keltische Gallien und im Süden das iberisch-keltische Aquitanien. Wir finden in seinem „Bellum Gallicum" eine bereits halb städtische, von Südosten beeinflußte Kultur, umwallte Fürstensitze und Marktorte, aber überall damals nur noch Gaugeist und Zersplitterung.

So erliegen die Kelten denn bald dem doppelten Ansturm der Römer und Germanen, so daß sie im Verlauf der Geschichte bis auf wenige Reste aus dem Bilde Europas förmlich verschwinden. Die Sweben des Ariovist reißen zunächst eine Lücke in das keltische Siedelungsgebiet, vor Kimbern und Teutonen weichen die Helvetier aus dem Raum zwischen Donau und Main in die Alpen. Anscheinend kampflos werden Mähren, Böhmen, Schlesien, Österreich und Süddeutschland geräumt, nur die Randgebiete bleiben von den Kelten besetzt. Im Germanensturm der Völkerwanderung ist sowohl ihre Sprache und Kultur als auch ihr unsprünglich stark nordisches Gepräge verschüttet.

Die Geburt der Götter
(Die Religion der Bronzezeit)

Am Ausgang der Altsteinzeit, im Azilien, entstanden die Anfänge eines Seelenglaubens: die Seele wurde vorher vom Körper nicht unterschieden. Seitdem aber erlebte der Animismus ein ungeahntes Wachstum und wurde zur Grundlage besonders auch für den Katholizismus.

Die Jungsteinzeit schreitet zu neuen religiösen Gestaltungen. Es entstehen Dämonen, Naturgeister vielfacher Art. Wir wissen aus Sagen und Märchen aller indogermanischen Völker, besonders der Germanen, Kelten, Griechen und Römer, von Elfen und Feen, Koboldеn und Zwergen, Wichtelmännchen und Nixen, Quellen- und Bergnymphen, Strom- und Flurgeistern. Es ist eine zwangsläufige Entwicklung, wenn diese Naturgeister in der Bronzezeit zum Teil zu klar umrissenen Göttern werden. Zuletzt aber bildet sich ein Götterkreis, wie wir ihn wiederum am reinsten bei Germanen und Griechen erfassen können.

Es ist allerdings nicht so leicht, die einzelnen Anschauungen der Bronzezeit auf die Schicht zurückzuführen, der sie entsprangen. Die Indogermanen finden ja Steinzeitbauern vor, deren Räume sich sogar noch mit Jäger- und Fischergebieten berühren. Und schon in der Bronzezeit wirken auch die Mittelmeervölker, insbesondere die antiken Religionen mehr und mehr auf Mitteleuropa ein. Hat man doch in der freilich viel späteren altnordischen „Edda", deren Gedankenkreis aber weit zurückreicht, starke Anregungen aus dem Süden finden wollen.

So sind denn auch breite Rückstände des Zaubers noch lange, ja sogar in Unterschichten bis heute, spürbar. Die Magier suchten jene Dämonen zu beeinflussen, ihnen gewissermaßen die übernatürlichen Kräfte abzulisten: erst langsam nehmen diese Geister über Tierformen hin menschenähnliche Gestaltung an. Fetische begegnen auch in der Bronzezeit noch häufig. Dazu gehört die Axt, sowohl allein (als Weihgabe oder Schmuck) als auch in der Hand eines Gottes auf den skandinavischen Felsbildern oder keltischen Darstellungen der Römerzeit („Schlägelgott"). Dasselbe gilt von dem Baumfetisch in der Hand eines Gottes und von Knochenamuletten.

Auch Maskentänze dienen dem Zauberbrauch. Wir sehen sie wiederum auf nordischen Felsbildern und auf den Grabplatten von Kivik, ja im ungermanischen Hallstattkreise sind sogar zwei irdene Masken gefunden. Viele heutige Volkssitten gehen auf solche uralten Tanzgewohnheiten zurück. Klappern aus Ton, Stierhörner und bronzene Luren erinnern an die dabei übliche Musik; der Polterabend ist ein Nachhall uralten Geisterscheuchens.

Die Naturdämonen der höheren Sammler also wurden zu menschengestaltigen Göttern. Es ist nachgewiesen, daß zum Beispiel Heimdall, der nordische Himmelswächter mit dem Horn, wie ihn die „Edda" kennt, ursprünglich als Widder vorgestellt wurde. In einer weiblichen Bronzefigur, die man in Pommern, Seeland, Schonen und Westergötland gefunden hat, vermutet man eine alte Göttin, allerdings ist ihre Tracht ungermanisch, also wohl entlehnt.

Unzweifelhaft urgermanisch sind aber wohl die Götterbilder auf dem Stein von Anderlingen bei Bremervörde: es ist die südlichste nordische Felszeichnung. Hier sieht man dieselbe Götterdreiheit, die auf den Steinritzungen Skandinaviens häufig wiederkehrt. Eine Gestalt mit erhobenen Händen und gespreizten Fingern gilt als Feuergott, die Figur mit der hochgetragenen Axt als Sonnengott und die kleinere ohne Sinnbild als Mondgott. Es liegt nahe, im Anschluß an die „Edda" den Feuergott mit Freyr (später Odin), den Sonnengott mit Donar = Thor und den Mondgott mit Tyr = Tiu gleichzusetzen. Denn schon Caesar spricht von einer Sonne-, Mond- und Feuer-Dreiheit bei den Germanen, und Tacitus stellt den Feuerdämon neben Merkur, den Sonnengeist zu Herkules und nennt den Mondgott Mars.


Bildstein aus Anderlingen.

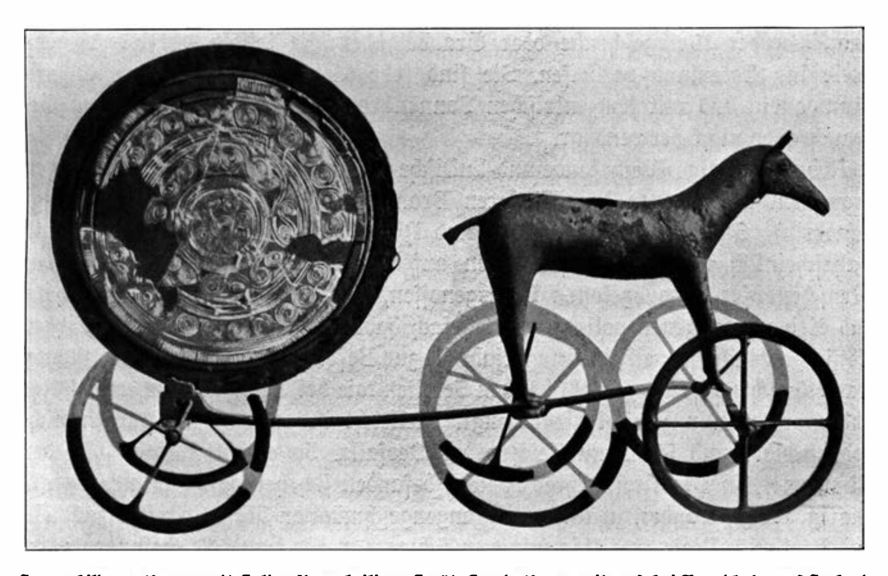
In der Folgezeit kämpfen aber zwei ursprünglich mächtige Vorstellungen miteinander. Die eine ist der Sonnenglaube, von dem man vielleicht sagen kann, daß er einmal während des 2. Jahrtausends alle höheren Kulturen Alteuropas beherrscht hat. Wir fanden schon in der Jungsteinzeit die Anfänge. Kindliche Sonnen- und Regenbilder sind sogar schon aus dem französischen Azilien auf Kieseln erhalten. Die Sonne und das Sonnenrad sind seitdem immer wieder dargestellt: in der Jungsteinzeit auf Findlingen, in schwedischen Felsbildern, auf einer Grabplatte von Kivik und besonders auf den Geräten der nordischen Bronzezeit. Als Sinnbilder der Sonne gelten auch Haken- und Dreikreuz; als Tiere, die den Sonnenwagen ziehen, Pferd, Schwan und Hirsch. Ein solcher bronzener Sonnenwagen ist der von Trundholm auf Seeland. Er zeigt auf sechsrädrigem Gestell die aufrecht stehende goldbelegte Sonnenscheibe, gezogen von einem Bronzeroß. Die Scheibe ist herrlich verziert durch „unechte" Spiralen, die zwischen drei großen konzentrischen Ringbändern einherlaufen. Die gesamte Bronzekunst ist von Sonnensinnbildern erfüllt. Auch im illyrischen Kreise fehlen solche religiösen Gebilde nicht.

Die Sonnenverehrung hat schwerlich einen bestimmten Ausgangspunkt. Wir finden sie in Südfrankreich um 5000, im Norden um 2000, im Ägypten

Amenophis' IV. um 1400. Daß der Ackerbau sie begünstigt, ist wahrscheinlich; daß mit den Indogermanen jene frühen Spuren eine Neubelebung und Blüte erfuhren, ist anzunehmen.

Ein Sonnengott ist jedoch im Norden allmählich vor dem gleichfalls indogermanischen Himmelsgott als Weltenherrscher zurückgetreten. Dies ist die zweite mächtige Vorstellung der Bronzezeit. Der Sonnendämon schwindet, der König des Götterkreises tritt an seine Stelle. Dyaeus pitar nannten ihn die alten Inder, die Germanen Tyr = Ziu, die Griechen Zeus (Genitiv: Dios), die Römer Dies piter, Djupiter, Jupiter, und die Kelten kannten einen Gott des Sonnenrades.

Über den Kult, der solchen Gottheiten diente, sind wir durch Gerätfunde, durch das Grab von Kivik in Schonen und andere Quellen sowie durch römische



Sonnenbild aus Bronze mit Goldauflage, heiliges Gerät. Aus d. Bronzezeit, gef. bei Trundholm auf Seeland.

Schriftsteller der Eisenzeit unterrichtet. Da sich erfahrungsgemäß religiöse Formen sehr lange erhalten, dürfen wir die von ihnen beobachteten Bräuche, wenigstens in ihren Grundzügen, unbedenklich in die Bronzezeit zurückverlegen.

Aus der Älteren Bronzezeit wurde bereits der Sonnenwagen von Trundholm erwähnt, der sicherlich bei Frühlingsumzügen oder in Regenjahren Verwendung fand. Man wollte die Sonnenstrahlen herabzaubern. Ähnliche Goldscheiben hat man nicht selten in Männergräbern gefunden, zum Beispiel in Glüsing bei Tellingstedt in Norderdithmarschen. Dazu gehört vielleicht der sogenannte „Altaraufsatz" von Ystad (Schonen) aus Bronze: ein zweites gleiches Stück wurde zu Haschendorf bei Ödenburg in Ungarn gefunden. Es sind herrliche, vielleicht erst jungbronzezeitliche Sonnenscheiben, sie liegen auf einer durchbrochenen Krone, die auf 10 Radkreuzen fährt: offenbar eine Darstellung der

Sonnenjahresbahn. Daß der Sonnendienst auch in der Jüngeren nordischen Bronzezeit nicht erloschen war, beweist uns das merkwürdige „Rasiermesser" (oder Arztmesser?) von Harsefeld bei Stade: über einem stilisierten Boot schwebt ein dreischenkliges Hakenkreuz, wie es oft das Tagesgestirn bezeichnet. Hier ist also nicht der Sonnenwagen, sondern das Sonnenschiff dargestellt. Noch im 12. Jahrhundert nach der Zeitwende sind Frühjahrsumzüge mit radgetragenem Schiff am Niederrhein nachgewiesen. Das Boot ist auf südschwedischen Felsbildern sowie auf den Altären der niederrheinischen Erdenmutter Nehalennia besonders häufig. Bald trug es die Fruchtbarkeit zaubernde Göttin selbst, bald die Sonnenscheibe, oft gleicht es der Mondsichel und ist dann ein Mondschiff. Gleichzeitig verraten der Hund und der bauschige Mantel dieselbe Gottheit als Totenbeschirmerin. Verwandt mögen in ihrem Gedankengang die gotländischen Schiffsteinsetzungen sein. Und die einzigartigen 100 Goldboote aus Nors in Jütland sind entweder Weihgeschenke oder Grabbeigaben, sie sollten der wandernden Seele ins Totenland verhelfen. Sie sind sehr klein, fein gearbeitet, äußerst dünnwandig und mit konzentrischen Sonnenkreisen verziert, für sonstigen Gebrauch aber nicht verwendbar.

Neben derartige Weihefunde und kultische Goldgefäße sind die merkwürdigen bronzenen Kesselwagen der Mittleren Bronzezeit aus Peckatel (Mecklenburg-Schwerin), Skallerup auf Seeland und Ystad in Schonen zu stellen. Es sind wahrscheinlich Opferkessel; sie stehen auf Rädern. Ursprünglich wurde das Menschenopfer an ausgelosten Volksgenossen, später wohl nur an Verbrechern und Kriegsgefangenen vollzogen. Mehrfach haben angeblich die Schweden ihren König geschlachtet, weil ein Hungerjahr sie zur Befriedigung ihrer Götter zwang. Das Menschenopfer ist sowohl bei den Semiten wie bei Griechen, Römern, Kelten und Germanen unzweifelhaft bezeugt. Vielleicht ist es aber im Norden nicht bodenständig und schon ein Zeichen des Verfalls. So erzählt Strabo von den Kimbern: „In Begleitung ihrer Weiber befanden sich heilige Seherinnen, grauhaarig, weißgewandet, in linnenen spangengeschmückten Mänteln mit Erzgürteln und barfüßig. Diese ergriffen mit dem Schwert in der Hand die Gefangenen im Lager, führten sie in der Opferverhüllung zu einem großen etwa 20 Amphoren fassenden ehernen Kessel, stiegen die Stufen hinan, die zu ihm emporführten, und schnitten hinübergebeugt jedem Gefangenen die Kehle ab. Aus dem in den Kessel hinabströmenden Blute weissagten sie, während andere die Leiber aufschnitten und aus den Eingeweiden den Sieg verkündeten." Meistens waren jedoch Fürsten und Priester die Opferer und Opferleiter. Auf den Bildern von Kivik, die seltsam mit dieser Schilderung übereinstimmen, scheinen schwertschwingende Männer vor gebundenen Gefangen an den Opferkesseln zu stehen. Man sieht auch vermummte Gestalten und Lurenbläser sowie Pferde und Umfahrtwagen. Weithin waren jedoch schon Tiere oder unblutige Opfer an die Stelle des Menschen getreten. Vielfach können wir auch Teilopfer feststellen, so fand sich in einem Grab von Ahausen bei Stade ein dicker schwarzer Zopf. Im übrigen ist die Art der Opfer äußerst mannigfaltig. Häufig diente das Moor als Opferstätte, vielfach waren die Weihgaben vorbeugender Art.

Wir finden das Menschenopfer auch bei den Illyriern und besonders quälerisch bei den Kelten; doch geht der Hang zur Grausamkeit wohl schon auf die Steinzeitbevölkerung zurück, da er nicht indogermanisch ist. Der bei Gundestrup gefundene, nach Jütland eingeführte Silberkessel mit seinen Opferdarstellungen ist keltisch (wohl Spät-La-Tène). Caesar berichtet, daß die Gallier hohle Götterbilder aus Weidengeflecht mit lebenden Menschen füllten, um sie zu verbrennen. Daß es Priester (bei den Kelten die Druiden) und Priesterinnen gab, ist demnach selbstverständlich, dagegen finden wir Tempel in vorgeschichtlicher Zeit nur bei den bereits nach Gallien eingewanderten und vom Mittelmeer aus beeinflußten Kelten. Die Germanen sahen heilige Haine und Berggipfel als Sitze der Gottheit an. Dementsprechend besteht auch die Behauptung des Tacitus zu Recht, daß ihnen Götterbilder unbekannt gewesen seien, allerdings mit einer gewissen Einschränkung. Noch die „Edda" weiß, daß die ersten Menschen aus Bäumen wurden. Daher sah man die Hauspfosten und gewisse uralte Bäume als Wohnungen oder Sinnbilder der Ahnen und Götter an. Das berühmteste Beispiel ist die altsächsische Irminsul, die Säule des Himmelsgottes, die Weltesche. Man darf vielleicht annehmen, daß diese „Säule" ein mächtiger Baumstumpf mit grobgeschnitztem Gesicht war. Auch die altnordischen Hauspfosten wurden ja mit Götterbildern geschmückt, und der Name der Asen bedeutet „Ansen" (Balken).

Vielfach waren nun mit berühmten Opferstätten noch Steinsetzungen verbunden, in denen man, wie schon in Stonehenge, vielleicht Stadien für Wettkämpfe und Spiele zu sehen hat. Den religiösen Schwerttanz nackter germanischer Jünglinge erwähnt Tacitus. Ballspiele und Über-den-Stier-Springen sind schon aus alter Zeit bekannt. Umgänge und Weihespiele sollten auf die Götter einwirken und leben in unendlich vielen heutigen Volksbräuchen fort.

In einen eigentümlichen Zusammenhang führen besonders die spiralgängigen Steinkreise oder „Troja-Burgen". Man findet sie zum Beispiel in Wisby auf Gotland, auf Hallands Wäderö am Kattegatt, der Insel Wier im Finnischen Meerbusen, bei Arensdorf unweit von Frankfurt a. d. O., auf dem Wunderberge bei Eberswalde. Meistens geht die Sage von einer gefangenen Jungfrau. Bis in unsere Tage führen Kinder im Frühling dort Reigenspiele auf. Ein Krug von Tragliatella aus dem 7. Jahrhundert v. Chr. zeigt eine Labyrinthszeichnung mit der Beischrift Trúia. Zwei schildbewehrte Berittene kommen aus dem Steinkreise hervor, hinter dem vorderen hockt auf dem Pferde eine tierähnliche Gestalt, voran tanzen sieben Bewaffnete, ein achter folgt mit Keule oder Speer. Ein zweites Bild dieses Kruges trägt die Inschrift: mi velena: ich bin Helena. Die Darstellung bezieht sich also wohl auf das altrömische Trojaspiel. Die Spiralen entsprechen aber den Ornamenten der Bronzezeit, eine Beziehung zur Sonne liegt ihnen offenbar zugrunde. Stets finden wir an solchen Stätten auch Namen wie Riesenhag, Trollburg, Riesentanz. Auch Troja war eine zerstörte Burg wie Jerusalem und Babylon, daher heißen die Trojaburgen in Rußland auch Babylone, an andern Orten Jerusaleme. Die Volksbräuche deuten darauf hin, daß die Burg des Winterriesen gemeint war. Die Sonnenjungfrau lag zur Winterzeit in ihr gefangen. Im

Frühjahr wurde sie befreit. In unserm Kinderspiel „Himmel und Hölle" klingt bis heute dieser Sonnenglaube nach, der einem Schamanenbrauch, und zwar einem sogenannten Analogiezauber, entsprang. Man stellte auf der Erde sinnbildlich den Himmelsvorgang dar und meinte damit die Naturgewalten zu beschwören. Viele Märchen und Göttersagen bringen diesen Grundgedanken zum Ausdruck. Die Sagen von Troja, Siegfried und Brunhild, Hilde, Gudrun



Scheiterhaufen des Patroklos. Ein Kriegsgefangener wird mitgeopfert. (Unteritalienisches Vasenbild des 4. Jahrhunderts v. Chr.)

und Walther sind vielleicht nur die ewigschönen Gestaltungen eines viel älteren Götterglaubens.

Die Sonnenverehrung und der Glaube vom Himmelskönig sind indogermanische Vorstellungen von großer Erhabenheit, die weit über den Gesichtskreis der Steinzeitbauern Mittel- und Westeuropas hinausgingen. Ein dritter Gedanke von weiter Schwingung ist die Anschauung eines Seelenlandes, wo sie uns in so ausgeprägter Gestalt entgegentritt wie in der indogermanischen Sage. Die gotländischen Schiffsteinsetzungen und die spätere nordische Bootgrabbestattung stehen ganz mit ihr im Einklang.

Die indogermanischen Einzelgräber zeigen allerdings im Anfang noch wenig Sorge um ein Jenseits. Es herrschte noch Beerdigung entweder in einer Steinkammer oder in einem Eichensarg. Eigenartig ist jedoch, daß die Steinkammern jetzt nur für einen einzigen Toten gelten und daß ein mächtiger kreisrunder Hügel über dem Einzelgrab aufgeschüttet wird. Allmählich aber kommt eine neue Bestattungsart auf und gewinnt in der Jüngeren Bronzezeit die Vorherrschaft: die Leichenverbrennung. Sie hat mehrere gleichzeitige, aber räumlich ganz getrennte Ausgangspunkte: Südrußland, Südwestdeutschland und die Bretagne. Ebenso ist sie in Amerika selbständig entstanden. Dagegen blieb sie Ägypten und dem Orient völlig fremd. Ihre eigentlichen Träger sind anscheinend die Indogermanen. Am schönsten haben Homer und der Beowulfdichter diese heldenhaft-herrliche Sitte besungen. Warum ging man zu ihr über? Jakob Grimm hat sie aus dem Brandopfer erklären wollen, Schuchhardt aus hygienischen Gründen. Wahrscheinlicher ist, daß man im Anfang die Wiederkehr des lebenden Leichnams verhindern, später aber der körperbefreiten Seele, die durch Feuer gereinigt war, den Weg ins Jenseits erleichtern wollte. Es ist nicht unmöglich, daß diese neue Sitte uns irgendeine tiefgreifende Religionsverjüngung anzeigt, deren stolze Urheber, Denker und Priester von reiner Gesinnung, für alle Zeiten verschollen sind. Wenn wir nun auch im einzelnen die bei einem solchen Verbrennungsvorgang hergebrachten Bräuche nicht mehr kennen, so werden die Grundzüge doch nicht sehr abweichen von dem Bilde, das uns ein angelsächsischer Dichter des 7. Jahrhunderts nach der Zeitwende aus romantischer Rückschau heraus vom Flammengrabe Beowulfs entworfen hat:

„Hier nun schichteten der Gauten Kämpen
ihm einen mächtigen Scheiterhaufen,
behängten mit Helmen ihn und Schilden,
mit blitzenden Brünnen, um die er bat,
und legten den Herrscher dann in die Mitte,
das Klagegeleit den guten König.
Der Leichenbrände höchsten fachten sie
auf dem Berge an; schwarz schoß
der Holzrauch empor vom Scheiterhaufen.
Und die sausende Flamme, der Krieger Klagelaut —
sie verstummten erst, da der Wind sich gelegt,
der Wind des Körpers Hütte zerbrannt,
die Glut sein Herz verzehrt. Weh sangen auf
die Trauernden über des teuren Königs Tod!
Dann gruben und höhten die Gautenhelden
am Hang einen Hügel, hoch und breit,
den Seefahrern weit aufs Meer hin sichtbar,
und bauten in zehn Tagen zu Ende
des Helden Steinhaus. Die hohe Brandstatt
umschaufelten sie mit einem Wall,
wie weise Männer es angeordnet.

Den ganzen Hort im Hügel verbargen sie,
Gold und Gestein, das die grimmen Gauten
entgruben zuvor des Bodens Hut.
Des Adels Kleinod empfing der Grund
der Erde; im Sande liegt das Metall
nun wieder unnütz wie ehedem.
Drauf ritten die Reiter um den Hügel,
zwölf Reiter von Adel erhoben da
in heiligem Chor des Königs Heldentod,
singend und sagend seiner Taten Ruhm,
preisend hoch seinen Drachenkampf."

Der Leichenbrand führte natürlich zu einer allgemeinen Schrumpfung der Grabgröße. Anfangs legte man zwar die Asche noch in die alten Steinkammern, daneben Waffen und Schmuck. Allmählich aber errichtete man nur noch Flachgräber ohne Kammer und Hügel. Die Asche wurde einer Urne übergeben, und so entstanden die Urnenfriedhöfe.

Eins der großartigsten Werke der Zeit um 1000 ist das Königsgrab von Seddin in der Priegnitz. Auf einem Hügel erhebt es sich im Schatten alter Buchen und Eichen, bekrönt von einer Kiefer. Es hat einen Durchmesser von 90 m, eine Höhe von 11 m und mißt 300 Schritte im Umfang. Ein weiter Steinkreis von wuchtigen Findlingen umgab den gewaltigen Grabbau als Vorhof. Uralte Sage erzählt, daß dort König Hinz in dreifachem Sarge aus Kupfer, Silber und Gold begraben liege. Man fand freilich in einer neuneckigen Kammer (dem ersten Sarge) nur ein Tongefäß (den zweiten Sarg) und darin eine kostbare getriebene Bronzeurne (den dritten Sarg). Diese barg die Asche eines kräftigen Mannes von über 30 Jahren, der offenbar im Schmuck des Hermelins verbrannt war, denn einige Knochen dieses Tieres lagen dabei. Neben der Haupturne standen noch zwei andere mit der Asche einer Frau zwischen Zwanzig und Dreißig und der eines Mädchens. Hatten sie einst dem König in den Tod folgen müssen? Rings um dies mächtige Denkmal, in dem viele Waffen und Schmuckstücke auf einen ostdeutschen, vielleicht suebischen Fürsten hindeuteten, lagen noch viele andere Gräber: die treuen Gefolgsmannen ihres Herrn. Unter den Geräten fallen besonders eine Nähnadel und ein Dorn auf, weil sie beide aus Eisen sind. Man kannte also vereinzelt dies neue Metall in Deutschland schon um 1000.

Die Eisenzeit

Um 800 v. Chr. geht die Bronzezeit zu Ende. Ein neues Metall gewinnt langsam an Boden. Dem friedlichen Jahrtausend folgt endlich, so scheint es, ein Zeitalter der Kriege — dem Eisen entspricht das eiserne Zeitalter.

Die früheste uns näher bekannte Großmacht der Erde — Ägypten — war schon 1500 Jahre v. Chr. im Besitz dieses neuen Metalls. Allerdings sind die Pyramiden mit harten Bronzen erbaut. Aber schon im 13. Jahrhundert v. Chr., während der 19. Dynastie, spricht eine ägyptische Inschrift vom Eisen. Weiches Eisen kennen schon die Pyramidentexte des Alten Reichs. Langsam bricht es sich Bahn nach Norden. Nach 1200 ist es in Kreta, frühestens 1100 im Kaukasus bekannt. Nach Montelius ist es möglicherweise in Ägypten oder Südwestasien an einer bestimmten Stelle entdeckt und hat sich von dort her verbreitet. In Mitteleuropa tritt es um 1000 v. Chr. auf, also noch in der Bronzezeit. Aber ungehärtet zeigt es keine Vorzüge vor der Bronze, auch ward es anfangs nur selten zutage gefördert und diente daher nur zu Einlegearbeiten.

Das Wort „Eisen“ gilt als illyrisches Erbwort — auf jeden Fall ist es nach 1000 v. Chr. in ganz Mitteleuropa zur Bezeichnung des neuen Metalls geläufig. Im 7. Jahrhundert, also zu Beginn ihrer tausendjährigen Wanderzeit, treten dann bei den Germanen die frühesten Eisenwaffen auf. Das Wort „Stahl“ ist germanisch und dasselbe wie „Stachel“. Es handelt sich also nur auf dem Gebiete der Werkzeuge und Waffen um eine Vorherrschaft des Eisens. Dagegen blieb der Bronzeschmuck, es entfaltete sich die Kunst der Blei- und Silberarbeit, des Glasblasens, des Lötens und der Metallvergoldung. Das Bild dieser neuen Zeit wird ergänzt durch die Tatsache der Einführung des Elfenbeins, des Glases und der Münzen, überhaupt neuer Erfindungen auf allen Gebieten wie der alphabetischen Runen (während die früheren gewiß weit in die Steinzeit hinabreichen), der Hose, des Gürtelhakens, der Moorbrücken (Knüppeldämme) und Wurten, der Besiedelung der Marschen.

Die ältesten Eisenhütten sind sogenannte Waldschmieden, in denen man den im Flachland gefundenen Raseneisenstein verhüttete. Den Gruben führte man durch schräg seitlich angelegte Holzröhren mittels Gebläses Luft zu und begann die Schlacken auf Holzkohlen zu schmelzen. Etwa nach zehn Stunden war das Eisen im Boden der Grube zusammengesintert, während die Schlacke oben blieb. Mehrfache Wiederholung dieses Verfahrens lieferte gares amboßreifes Eisen.

Während nun in Süddeutschland zwei reiche nichtgermanische Kulturen (Hallstatt und La-Tène) erblühten, blieb der Nordwesten prunklos und nüchtern. Die Brandbestattungen in den Hügelgräbern von Wessenstedt bei Ülzen sowie die flachen Urnenfelder mit den dichtgereihten Brandgräbern von Jastorf verraten eine harte Bauernart.

Alles in Grabstätten der Eisenzeit gefundene Gerät ist überhaupt von einer auffallend trotzigen und kalten Natur. Eisen ist widerwillig, an sich kunstfeindlich, im schärfsten Widerspruch zur flutend metallischen schmuckfreundlichen Bronze — ein Zweckstoff. Erst Ätzung, Plattierung, Tauschierung zähmen es auf ihm artfremde Weise. Stoff und Form, Kunstwille und Nutzen laufen auseinander. Die Wunderzierate der Bronzezeit vertrocknen. Der Übergang vom Bronzeguß zur Schmiedekunst mußte ja zu einer gewaltigen Stockung führen — noch fast ein halbes Jahrtausend nach Christus liegt, vergleichen wir mit Zu-

ständen der herrlich schöpferischen Bronzezeit, die altnordische Kunst wie gelähmt am Boden. Wenn sie sich aber nach dieser Zeit zu einer neuen letzten Blüte erhebt, so ist dies in eigentümlicher Weise mit der keltischen La-Tène-Kultur zu danken, insofern diese den südlichen Einflüssen der mächtig aufstrahlenden antiken Mittelmeerkunst einen Damm entgegensetzte. In dem nun entstehenden Kampf zwischen südlicher Naturnachahmung und nordischem Ausdruck fing die La-Tène-Kultur die bestrickenden Formen der römischen Klassik ein, baute sie großenteils ab und bildete so ein riesiges Schutzpolster für den Norden, der sich hinter dieser Wand von den Erschütterungen ruhig zu erholen vermochte.

Nachdem also die Vorfahren der Niedersachsen und Nordgermanen das Eisen anfangs nur widerwillig übernommen, bemächtigte sich ihr Wirklichkeitssinn dieses Metalls nunmehr mit Leidenschaft. Schwarzblau wie Nordseewoge wirkt der Glanz ihrer Schwerter — eisern waren die Lanzenspitzen, eisern die Geschirre der nun oft mitverbrannten Lieblingsrosse, absichtlich verbogen alle dem Kriegsgott geweihten Waffen, die Gräber überhaupt voller Waffenfunde, aus denen uralter Kampflärm uns entgegenklingt: Eisen bedeutet Krieg!

Mit der Entdeckung des Eisens beginnt der mehr als tausendjähre Völkersturm.

Die Schmuckstücke blieben freilich, soweit sie nicht aus Gold oder Silber geschmiedet wurden, noch während der ganzen Eisenzeit oft genug aus Bronze gearbeitet, doch finden sich häufig Ornamenteinlagen aus Gold und Eisen, eiserne Nadeln an bronzenen Spangen, zuweilen Email auf Bronzegeschmeiden. Dagegen werden die Waffen nunmehr fast immer aus dem neuen Eisen geschmiedet. Die rostfarbigen Klumpen der Sumpferze schmolz man zu dunklem Metall: auch in Skandinavien sind alte Eisenschmelzöfen entdeckt. Dort entstanden die Hauptwaffen schon der vorrömischen Eisenzeit: Schwerter und Lanzen, Pfeile und Äxte. Die Schwerter waren nun nicht mehr wie früher stets zweischneidig, sondern oft einseitig geschärft, auch wurden sie vorwiegend zu Hiebwaffen.

In den 400 Jahren nach der Zeitwende (der römischen Eisenzeit) drang aber, je mehr das Kaiserreich sich dehnte, mancherlei Südgerät nach dem dingedurstigen Norden: Münzen, Glasbecher und Bronzevasen, Kettenpanzer und antike Statuetten. Man hat sogar die Zeichen pompejanischer Werkmeister auf im Norden gefundenen Bronzegefäßen entdeckt.

Die Eisenzeit wird folgendermaßen eingeteilt:

800—500 v. Chr.: Ältere Eisen- (Hallstatt-) Zeit.
500 bis Zeitwende: Jüngere Eisen- (La-Tène-) Zeit.
Zeitwende bis 400 n. Chr.: Germanische Kultur der Römischen Kaiserzeit.
400—600: Völkerwanderungszeit.

Hallstatt-Kultur
(800—500 v. Chr.)

Während Nordwestdeutschland zum mindesten in der Älteren Eisenzeit abgeschlossen in sich verharrt und zu einer gediegenen, aber genügsamen Bauernkultur übergeht, beteiligen sich der Süden, Westen und Osten schöpferisch an einer völlig neuen Bildung.

Man bezeichnet sie mit dem Namen Hallstatt, obgleich hier im Salzkammergut, wie man heute weiß, erst die jüngeren Erzeugnisse dieses Stils gefunden werden. Das Neue ist eine Mischkultur, an der vor allem die Nordische (Kelten und Nordillyrier), daneben die Dinarische Rasse beteiligt ist. Sie hat weit nach Ungarn, Venetien, ins norditalienische Villanova und über die ganze Apenninenhalbinsel ausgestrahlt. Nach Frankreich und Spanien brachten sie die Kelten — der Norden dagegen blieb im ganzen wenig empfänglich.

Das ist verständlich, denn Hallstatt bedeutet spielerisches Rokoko. An Stelle schlichter Würde und Zweckmäßigkeit, wie die Germanen sie lieben, trat übertriebener Prunk, Gefallsucht und Künstelei. Die neue Eisenschmiedekunst ergänzte den Bronzeguß und rief einen erstaunlichen Reichtum neuer Formen und eine gesteigerte Technik hervor. Unter den Zierbildungen fallen besonders Tier- und Menschendarstellungen auf. Aber oft genug widersprach die Tändelei der Form dem Zweck: am deutlichsten vielleicht bei den Schwertern mit ihren rein spielerischen Griffen.

Die Hallstattzeit war offenbar eine Zeit herrlichen Friedens und Lebensgenusses. Es waren schönheitsdurstige Menschen, übermütige Fürsten und reiche Bergwerksbesitzer in den fruchtbaren Alpen- und Flußtälern, die in diesem Überflusse schwelgten. Dort dampften die Salzpfannen, dort hämmerten die Waldschmieden, viele Hände förderten aus Felsen die bunten Metalle zutage. Auf den Wasserwegen schwebten die Salzleichter hinab, und die uralten Handelsstraßen und Pässe waren belebt mit Händlern und wanderndem Volk.

Allgemein werden damals die Höhenburgen. Die Veste Montabaur bei Ems hat gar ein Größenverhältnis von 1500 : 900 m. Berühmte süd- und westdeutsche Bergnester gehören in diese Zeit: der Marienberg bei Würzburg, der Heiligenberg bei Heidelberg, der Ringwall auf der Lorelei, die Gickelsburg im Taunus und der Johannisberg bei Nauheim. Es sind wohl meistens Befestigungen zur „Sicherheit“, gewissermaßen für ewigen Frieden.

Stätten althallstättischer Kultur sind auch Salem am Bodensee und Koberstadt am Odenwald. Die Tongefäße von Salem sind in einem herrlichen geometrischen Stil, zum Teil in Rot und Schwarz, bemalt. Die Odenwaldkultur ist weitverbreitet und erstreckt sich ins Rhein- und Maintal, durch ganz Nord-Baden und -Württemberg. Diese Koberstädter sollen übrigens vorwiegend Jäger und Viehzüchter gewesen sein. Rheinabwärts schließt sich eine verwandte Eiffel-Hunsrück-Kultur an.

Hallstatt selbst dagegen sowie die Landschaft Krain entfalten die jüngere Blüte von Hallstatt. Hier sind über 1000 Gräber durchforscht. Sehr bezeichnend

ist die Vorliebe für überladene Gewandhaften, „Kahnfibeln“ und „Paukenfibeln“. Der Bügel ist breit, entweder kahn- oder halbkugelförmig, am Innenrand mit Vogelköpfen verziert; am Außenrand schaukeln an Kettchen dreieckige Klapperbleche. Eine andere Leitform bilden die mit Bronzeblech überzogenen



Bildstreifen von einem Eimer aus Watsch in Krain.

Ledergürtel. Sie zeigen reiche geometrische Ornamentik. Im Westen herrscht das Viereck vor, im Osten die Donauspirale.

Prachtvolle Helme und ein schön stilisierter Panzer stammen aus Krain, bronzene Weineimer mit erstaunlich reichem Bilderwerk aus Watsch in Krain

und Bologna. Diese Flachbildstreifen eröffnen einen köstlichen Einblick in damaliges Leben und Treiben! Wir sehen Festmärsche, Opfer, feierliche Umfahrten, Wettkämpfe, Musikstündchen und große militärische Paraden, tierkopfgeschmückte Dogcarts, Reiter auf langmähnigen Rossen, Priester mit Jesuitenhut; Boxer, die um einen Prunkhelm kämpfen, Jäger und Hase, Hunde, Rasierszenen, Widder, Steinböcke, getragene Amphoren und Phantasiegreifen. Übrigens bezeugen altirische Sagen, daß der altindogermanische Wagenkampf sich lange bei den Kelten erhielt, während das Reiten dort zurücktrat.

Eine offenbar ostgermanische Eigentümlichkeit dieser Zeit sind die meist westpreußischen, posenschen und schlesischen Gesichtsurnen. Die Urne wird lebendig, nimmt ein Gesicht an. Diese Vermenschlichung stammt nicht von Süden. Ebensowenig ist sie durch Einflüsse aus Skandinavien zu erklären. Sie ist vielmehr eine Eigentümlichkeit der dort einst bodenständigen, schon 300 v. Chr. nach Südosten abgewanderten germanischen Bastarnen.

La-Tène-Kultur
(500 v. Chr.—Zeitwende)

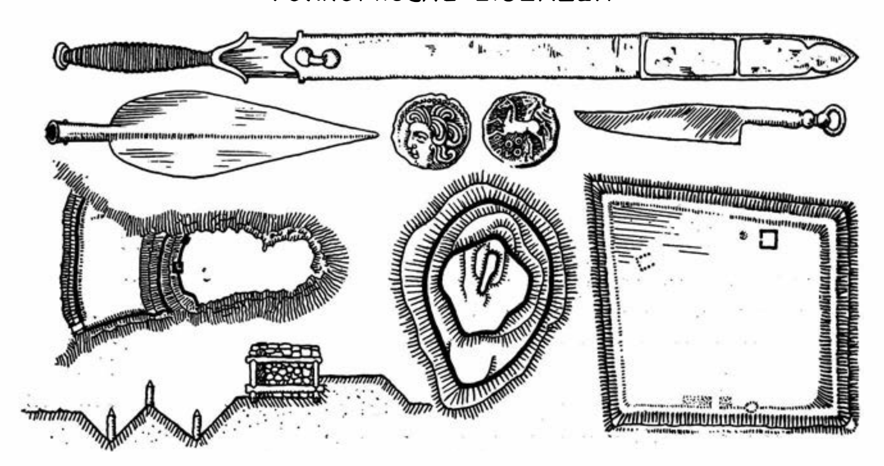
Auf die üppige Hallstattzeit folgt das wieder strengere La-Tène. Es ist genannt nach der Wasserburg der Helvetier am Neuenburger See. Der Süden Deutschlands behält also weiterhin die Führung. Auch in der vorhergehenden Spanne fanden wir vereinzelt große Burgen, doch blieb zweifelhaft, ob sie nicht einem älteren Urnenfeldervolk Westdeutschlands angehören. Im La-Tène dagegen bezeichnet die Fülle gewaltiger Bergvesten fast überall den Höhepunkt der keltischen Macht und Ausbreitung.

Es sind dies nicht mehr nur Pfahlwerke, sondern Wehrbauten mit starken Wällen, die sich durch Ausgrabung als dicke Steinmauern enthüllen. Bald sind es Rundburgen wie die Steinsburg bei Römhild, bald Zungenburgen auf Bergnasen wie der Hünstollen bei Göttingen. Ein römisches Legionslager umfaßte einen Raum von 430 : 540 m (23 ha) — die Manchinger Burg dagegen ist 2 km lang und hat einen Umfang von 5 km! Zu diesen riesenhaften Volksburgen gehören auch der Hohen Neuffen bei Urach, die Milseburg in der Rhön, der Altkönig bei Homburg und die Amöneburg bei Kassel, ebenso die Bergwehren zum Schutze des Siegener Erzlandes. In Frankreich entsprechen ihnen die keltischen oppida, von denen Caesar berichtet. Die deutschen Bergnester sind fraglos Sperrfesten gegen die immer wuchtiger nachdrängenden Germanen. Gegen Ende der La-Tène-Zeit treten aber die Gipfelburgen zurück. Wir finden statt dessen die Viereckschanzen, offenbar befestigte keltische Gutshöfe. Aus ihnen sind sowohl die römischen villae rusticae wie die fränkischen curtes regiae hervorgegangen, wie sie später Karl der Große bis zur Weser vorschob.

Den kriegerischen Zug der keltischen Herrengeschlechter spiegeln auch die Gräber. Es sind fast immer Skelettbestattungen. Sie enthalten besonders Waffen, zuweilen Kriegswagen und Rosse. Das Metallgerät ist zweckmäßig und gut gearbeitet. Hier findet man auch die ersten dornartigen Sporen. Ein glänzend gebauter vierrädriger Wagen konnte aus einem Funde im Elsaß zusammengesetzt werden.

Der eigentliche Zauber dieses Stils, besonders des Früh=La=Tène, liegt aber in seiner Zierkunst, wie sie uns etwa die Funde von Matzhausen in der Oberpfalz, Klein=Aspergle am Neckar und St. Goar erbracht haben. In Matzhausen überraschte eine wundervolle schwarze Tonflasche mit Tierfries, die sicher „deutsche" Arbeit darstellt. Es sind nicht Phantasiewesen wie häufig in der Hallstattkunst, es ist deutsches Haus= und Waldgetier: Gänse und Schweine,

VORRÖMISCHE EISENZEIT



Hasen, Hirsche und Rehe. Dies Stück ist eine der frühsten mit Drehscheibe hergestellten Arbeiten. Dagegen bot das Fürstengrab von Klein=Aspergle ein ganz anderes Bild. Der Hügel hatte 60 m Durchmesser und war 6 m hoch. Der Fürst scheint auf seinem Landgut begraben zu sein; in der Nähe, droben auf dem Hohenasperg, verrät ein Ringwall die zugehörige alte Gauburg. Dies Grab enthielt griechische Schalen der Perserzeit, von den „protzigen keltischen Fürstlichkeiten" mit einem Kranze von Goldblättchen „verschönt", ferner prunkvolle Goldlöffel und Trinkhornbeschläge. Überall auf diesem Kunstgewerbe zeigen sich die blattartigen Schwellbänder, Buckelaugen, Palmetten, Schnecken, rundlichen Wülste und Spiralornamente — eine Art Barock.

Ein anderer Zug über Hallstatt hinaus drängt zur plastischen Tierbildung. Im hallstättischen Kreise zeigten sich wohl schon Reliefs und Zeichnungen dieser Art, jetzt aber treibt alles, Ornament und Gerätform, zur Tiergestalt. Der Quellpunkt der nordischen Tierornamentik ist hier jedoch nicht zu suchen, diese bildet vielmehr einen selbständigen Zweig für sich. Die Fibeln gewinnen nun

Hunds- und Widderköpfe, sie beginnen sich zu winden und eigentümliches Eigenleben zu nehmen. Besonders freilich offenbart der Fund von Vettersfelde bei Guben erstaunliche, jedoch skythische Bildungen. Er enthielt Schmuckgehänge, eine Dolchscheide, Ortbänder, Ringe, eine Brustkette, eine goldene Rose mit Tierfriesen sowie einen großen Goldfisch mit Tierbildern. Es sind wundervoll lebendige Wesen: Hirsche, Löwen, Fische, Adler, Widder, Wölfe, Steinböcke, Hasen, Löwen, Panther sowie ein Meerweib.

Diese Gebilde zeigen die Einwirkung Osteuropas. Die Tierornamentik ist eine Frucht des skythischen Südrußland, das wieder den Einfluß des frühjonischen Stils erfuhr, denn am Schwarzen Meer lagen altgriechische Kolonien. Schon die bemalte Steinzeitkeramik des Kaukasus zeigt fauchendes Getier. Aber der naturalistische Zug darin ist sicher Mittelmeergut, die meisten Indogermanen blieben auch in naher Berührung mit dem Südosten unbildhaft. Ihre Tierornamentik ist Linienfreude, jubelndes Spiel mit lebendigen Gestalten, niemals Naturnachahmung.

Demgegenüber sind die Münzen des La-Tène nur Lehngut aus dem Hellenismus, nachgekritzeltes Linienwerk griechischer Buchstaben, die tatsächlich führenden Kreisen bekannt waren. Caesar fand im helvetischen Lager sogar griechisch geschriebene Stammrollen.

Im späteren La-Tène erlischt diese ganze Frühblüte rasch. Die Kelten sind in Bewegung geraten und wogen kämpfend und erobernd nach allen Richtungen. Von dem ganzen Tierspuk der Gewandnadeln bleibt fast nur die schlichte Bogenfibel, die Gefäßformen vertrocknen. Im Norden Deutschlands wirkt der einst vom Lausitzer Stil erfüllte, jetzt germanische Osten. Eine Eigentümlichkeit sind hier die Brandgruben ohne Urne. Auch bringen einzelne Gegenden Nordwestdeutschlands noch Besonderes, so die Holsteinische Nadel (eine einfache Flügelfibel) der Stufen von Jastorf und Ripdorf; Lüneburg und die Niederelbe entwickeln sodann die Viereckige Fibel, die nach Schwantes eine Leitform langobardischen Volkstums ist. Aber wiederum scheint ein großes Jahrtausend verklungen.

Der germanische Völkersturm

Während der Blüte jener keltischen Kulturen in Süd- und Westdeutschland vollzieht sich im Norden mit wahrer Lawinengewalt ein Vorgang von ungeheurer Größe.

Unsere Moore sowie das Eindringen der Buche in die Ostseeländer bezeugen, daß gegen Ende der Bronzezeit ein Klimasturz erfolgte, der wohl nur die Auswirkung einer größeren periodischen Wetterschwankung war. Die Temperatur fiel um 2°, die trockenen warmen Sommer der Bronzezeit wurden zusehends durch regenreiche und kühlere abgelöst. Und da sich ohnehin die Bevölkerung

Skandinaviens bis an die Grenze des Möglichen vermehrt hatte, ohne daß Wald gerodet und neuer Siedelraum gewonnen wurde, so erfolgte, entsprechend dem hemmungslosen Abenteuer- und Tatendrang der als Ackerbauer vordringenden Germanen, eine Entladung des Nordkreises von ungeheurer Gewalt.

Man muß diese Erscheinung als große Einheit ins Auge fassen, um sich ihrer Bedeutung recht bewußt zu werden. Sie überspannt, soweit wir heute sehen, mehr als ein volles Jahrtausend. Sie beginnt vor 700 v. Chr. und endet mit dem Vormarsch der Langobarden nach Norditalien im Jahre 568 n. Chr. oder eigentlich erst um 600 mit dem Abmarsch der Weichselgoten. Sie umfaßt also einen weit größeren Zeitraum als die sogenannte „Völkerwanderung" (375 n. Chr. bis 568), die nur ihr letzter, deutlich sichtbarer Stoß ist, und setzt sich einwohnend noch weiter fort in dem Zeitalter der Wikinger und Wäringer (750—1050) sowie in den Kreuzzügen (1096—1270). Der „Mutterschoß" dieser Völker war schon nach dem Urteil des Goten Jordanes Skandinavien. Demnach verläuft der mehr als tausendjährige Völkersturm der Germanen in fünf Wellen:

I. 700 v. Chr. bis 600 n. Chr.: Erster Vorstoß.

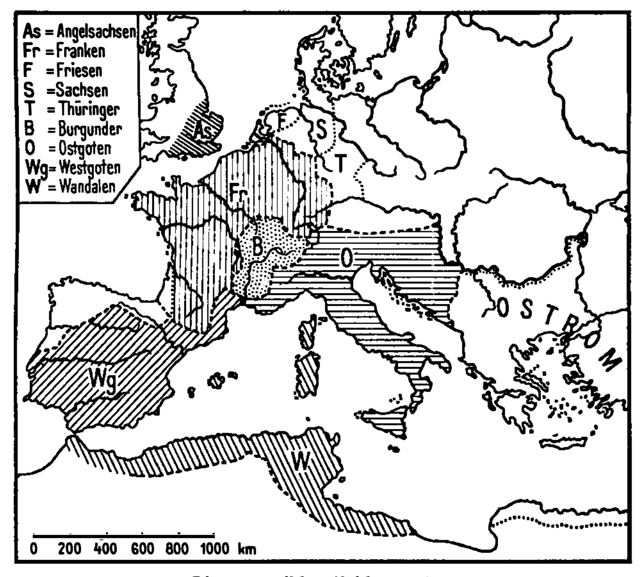
Dieser gliedert sich in folgende Einzelzüge:

600	v. Chr.:	Auswanderung der Gotländer und Langobarden,
200	„ „	Basternen und Skiren am Schwarzen Meer,
150	„ „	Burgunder und Rugier nach Pommern,
120	„ „	Kimbern, Teutonen, Ambronen, Wandaler von Jütland nach Süden,
v. 1	„ „	Gotenüberfahrt,
180	n. Chr.:	Abmarsch der Ostgoten nach Südosten,
214	„ „	Goten am Schwarzen Meer,
300	„ „	Gepiden wandern vom Weichseldelta fort,
600	„ „	Abmarsch der Weichselgoten, Anmarsch der Slawen.

Nach anderer Anschauung sind die Wandaler (Nordjütland) und Langobarden (Südwestschweden) mit den Kimbern zusammen um 150 v. Chr. gegen die Odermündung vorgestoßen. Sehr wichtig ist aber, daß Westpreußen und Nordposen, ja sogar Polen, zur Urheimat frühgermanischer Kultur gehören und erst im 6. Jahrhundert n. Chr. slawisch wurden (Bastarnische Gesichts- und Hausurnen sowie Steinkisten). Die Polen haben also urgeschichtlich nicht den Schimmer eines Rechts auf Ostdeutschland.

Dieser riesenhafte Vormarsch eines großen Teils der Ostgermanen nach Südrußland hat dort um 350 die Bildung eines gotischen Weltreichs unter Ermanarich zur Folge. Leider war die verhängnisvolle Kehrseite die Entvölkerung Ostdeutschlands und das langsame Vorrücken der Slawen. Bis 800 schoben

sie sich bis zur Elbe vor: später bis zu einer Linie von der Eiderquelle über Ilmenau—Saale—Enns und Isonzo. Der Kampf gegen die östlichen Eindringlinge hat zwar den deutschen Kampfeswillen immer neu entfacht und zu größten Kulturleistungen geführt; die Vermischung mit den Wenden und Polaben, Obotriten und Sorben, Hevellern und Liutizen bedeutet aber für den deutschen Volkskörper offenbar eine Trübung und Lähmung. Allerdings waren die Urslawen wohl nordisch, aber mit und nach ihnen sind im Lauf der Zeit immer mehr slawisch sprechende Scharen der (wahrscheinlich asiatischen) ostischen und ostjüdischen Rasse eingedrungen. Sie stehen tief unter den Indogermanen.



Die germanischen Reiche um 526.

II. Durch den um 375 aus Westasien hervorbrechenden Hunnensturm unter Attila wird aber der gotischen Bewegung eine rückläufige Richtung nach Westen gegeben. (Zweiter Vorstoß.) Einzelne ostgermanische Völker haben sich bereits unabhängig davon nach Westen gewandt: die Burgunder von der Lausitz nach Ostfrankreich, die Wandaler von Sachsen nach Nordafrika! Diese Westwendung der Ostgermanen führt dann zur Eroberung ganz Südwesteuropas, vor allem Spaniens und Italiens, zum Untergang des Römerreichs und der antiken Welt. Mit germanischem Blute wird der ganze Südwesten gedüngt. Nachdem schon die Kelten von diesem zerwühlten Acker als Volk bis auf wenige Reste aufgesogen sind, trifft ein gleiches Geschick nunmehr die Germanen. Das geschichtliche Ergebnis ist die Entstehung der Romanen.

III. Die beiden ostgermanischen Vorstöße haben eine ungeheure Wirkung. Sie läuten das antike Mittelmeerreich zu Grabe. Im übrigen aber verpuffen sie

selbst in der sogenannten „Völkerwanderung". Mit dem langsameren Vorrücken der Westgermanen verbindet sich dagegen die Begründung dauernder Reiche, weil ihre Völker nicht planlos umherschweifen, sondern langsam Schritt für Schritt ihr nordisches Heimgebiet erweitern. Diese dritte Welle wird vor allem von Sachsen und Franken vorgetragen.


Wikinger-Schwert mit Bronze-Silber-Griff aus Ophus (Hedemarken).

Die größte räumliche Entwicklung in aller Geschichte überhaupt haben die Sachsenvölker (Sachsen, Angeln, Jüten) durchgemacht. Ursprünglich saßen sie in Holstein, wenn nicht noch früher (also vor der Zeitwende) in Jütland oder Skandinavien. Um 250 n. Chr. brachen sie nach Süden über die Elbe hervor, um 300 waren die Seeufer bis zur gallischen Nordküste sächsisch, die Vlamen entstanden, von 350—450 wurde England erobert. Von Sachsen her wurde im Mittelalter vor allem der ostdeutsche Boden den Slawen wieder abgenommen: Brandenburg-Preußen ist eine sächsische Kolonialmacht mit Einschuß mittel- und oberdeutschen Bluts. Von England aus aber springt die angelsächsische Kultur nach Nordamerika (1584), Indien (1600) und Australien (1788), zuletzt nach Ägypten und Südafrika über.

Demgegenüber gelang es den Franken, das größte Festlandreich des Mittelalters zu begründen: das der Karolinger.

IV. und V. Auf diese drei Völkerwellen folgen endlich als vierte und fünfte die Wikinger-Währinger-Fahrten sowie die Kreuzzüge.

Germanische Kultur der Völkerwanderung

Vor dem Andringen der Germanen waren endlich die Kelten bis auf geringe Unterschichten nach Westen und Südosten abgerückt. Die letzten Keltenwanderungen fielen noch in die Zeit des eisernen Römerreichs (etwa 300 vor bis 300 nach Christus). Immer deutlicher kündigte sich der Entscheidungskampf

zwischen Germanen und Römern (also zwei indogermanisch redenden urverwandten Völkern) an. Die Völkerwanderung war, wie wir sahen, der Vorgang, in dem das Reich Caesars und der Imperatoren zusammenstürzte, in





Türflügel der Stabkirche von Hillestad im Säterdal mit Darstellung der Sigurd-Fafnir-Sage (aus „Wikinger und Normannen" von Karl Theodor Strasser).

dem aus Germanen, Römern und der Vorbevölkerung die junge Völkergruppe der Romanen erstand.

Welche Kultur nannten die Germanen der Völkerwanderung ihr eigen? Wie konnten sie so Großes vollbringen? Ihr Leben und Wesen haben uns zuerst

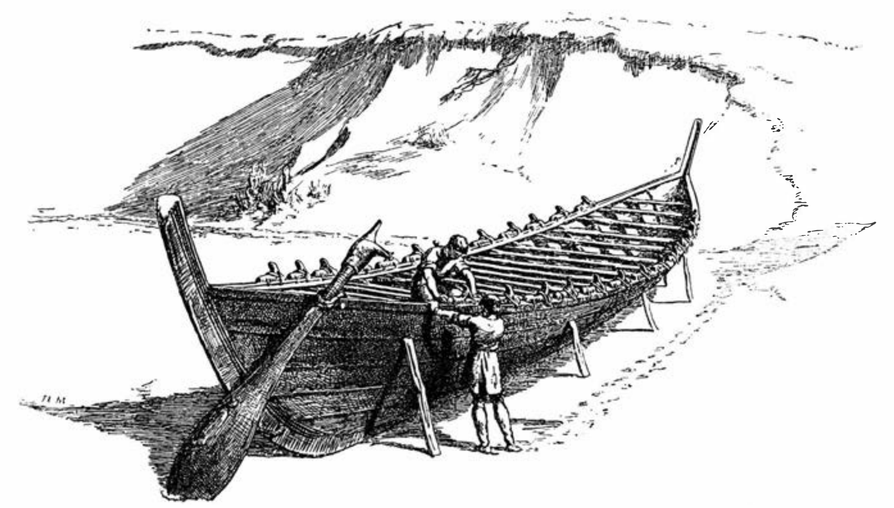
Caesar und Tacitus geschildert. Caesar spricht von ihnen mit Achtung, Tacitus mit Bewunderung. Späterhin sind der alten Geschichtsschreiber ohne Zahl.

Tacitus bemerkt in seinem Buch über Deutschland (Germania, 98 n. Chr.) einmal, es sei den Germanen schimpflich, „sich im Schweiße das zu erarbeiten, was man durch Blut gewinnen kann". Solche Worte sind über die Germanen immer wieder gesprochen. Und so steht das eine wohl im Vordergrund ihrer ganzen Kultur: der alte indogermanische Kriegeradel hatte sich im Nordkreis am tüchtigsten erhalten. Er ist es, unter dessen Führung die „Freien" mit den Waffen in der Hand von Norden her ganz Deutschland erobern. Diese Freien leben von der Landarbeit der Unfreien, Hörigen und Zinsbauern. Insbesondere trat in der Wanderzeit der Ackerbau vor dem Waffenhandwerk immer mehr zurück. Ein stolzer Kampfgeist erfüllte diese gegen die Wälle des Römerreichs anrückenden Scharen. Schon Knaben wurden in Waffenübung erzogen, Reiten und Pferdepflege waren hochgeschätzt. Der Mann schien ja vor allem dazu da, „um Wundenlohn zu dienen". Eine Art Jünglingsweihe mit feierlichen Schwerttänzen und Verleihung von Speer und Schild nach vorheriger Prüfung durch die Volksversammlung war der Beginn jedes Manneslebens.

Alle germanischen und römischen Quellen bezeugen uns auch, daß neben dem Manne die Frau als ebenbürtige Lebensgefährtin stand. Der Mann brachte ihr ein vollkommenen ausgestattetes Kriegsroß als Morgengabe. Das eiserne Zeitalter machte auch die Frauen kriegerisch. Oft standen sie rückwärts auf der Wagenburg und feuerten die schon weichenden Männer an zu neuem Sturm. In jütischen Frauengräbern fanden sich sogar kurze Dolche. „Schildmaiden" gab es besonders in der Wikingerzeit. Jedes Mädchens Hochziel blieb, ein „rechtes Kernweib" zu werden. Heldenhaftes erzählen die altisländischen Bauernromane (die Saga) von solchen Frauen. Es war ein kerniges Geschlecht. Und so spricht denn auch das auffallende Wort des Tacitus für den sittlichen Hochwert der germanischen Frau, wonach sich unsere Vorfahren „im Gegensatz zu allen andern Völkern mit einem Weibe begnügen". Das ist Verherrlichung, denn auf Fürsten und Adel paßte es nicht immer — im ganzen aber ist dies Zeugnis der germanischen Einehe zutreffend.

Der mächtige Bewegungstrieb der ostgermanischen Völker führte in dieser Zeit zur Entstehung des Königtums; auch bei den Westgermanen bildeten sich Fürstengeschlechter. Der indogermanische roßbespannte Kriegswagen war freilich im Lauf der Bronzezeit außer Gebrauch gekommen. Die Herrscher erschienen im Frieden auf vierrädrigem Ochsengefährt: ganz wie die Göttin Nerthus beim Frühlingsfest. In den Kriegen der Völkerwanderung aber brausten sie an der Spitze adliger Gefolge hoch zu Roß einher. Es ist möglich, daß mit dem bronzezeitlichen Fürstentum zugleich die höchste Priesterwürde verbunden war. Man hat Königsgräber mit großen goldenen Sonnenzeichen gefunden; die Wände zeigten religiöse Umzüge und Opfer. Und neben dem Bronzeschwert und dem goldenen Armring fanden sich bronzene Kesselwagen und Opfergeräte. So war es einst. Dann aber trennen sich Priester und Herrscher: wir erleben das neue kriegerische Volkskönigtum der Wanderzeit.

Man kann also sagen, daß der ursprüngliche indogermanische Kampfgeist in der friedlichen Bronzezeit sich beruhigte und einschlief. Die Eisenzeit aber ließ ihn wieder aufleben. Seine Schöpfung ist, wie gesagt, recht eigentlich das Königtum, in dem sich immer großartiger die staatenbildende Kraft der Germanen auswirkt. Ein ganz neues Lebensgebiet eroberten sich aber besonders die West- und Nordgermanen durch die Bezwingung des Meeres. Die Urindogermanen waren vielleicht kein seefahrendes Volk gewesen. Den Germanen aber wurden zu Lehrmeistern die nordischen Bronzezeitmenschen, deren hochgeschnäbelte Fahrzeuge wir aus den schwedischen Felsbildern kennen. Den Schiffbau haben die Seegermanen bald zu höchster Meisterschaft entwickelt. Tacitus rühmt die Flotte der Schweden, später sind Sachsen und Wikinger zu Beherrschern aller westlichen und nördlichen Meere aufgestiegen.



Nydam-Boot.

Ein wundervoller Zeuge altgermanischer Seegeltung ist das Boot von Nydam im Kieler Museum. Es entstammt der Völkerwanderungszeit und war ein Kriegsschiff ohne Segel. Auf solchen Ruderkielen haben die alten Sachsen und Angeln Britannien erreicht und erobert. Es ist 24 m lang, hat 28 Ruder und ist „klinkergebaut", das heißt die Eichenplanken greifen übereinander. Vorder- und Achtersteven sind gleichhoch. Die Schiffszimmerkunst ist ganz außerordentlich schön und sicher. Man versteht von daher die herrlichen Bauten der späteren Wikingerdrachen, die manchmal schon über 1000 Mann Besatzung hatten. Eine prachtvolle Königsyacht mit drachengeschnitzten Steven von wunderbarer Eichenarbeit ist das berühmte Schiff von Oseberg bei Oslo. Es nimmt uns daher nicht wunder, wenn immer wieder Germanen im Lauf der Geschichte zu Seemächten werden, und wenn die Seemannssprache noch heute überwiegend germanisch ist. Sind doch folgende Wörter neben vielen andern

schon urgermanisch: Meer, Haff, See, Woge, Flut, Klippe, Schiff, Boot, Naue, Nachen, Barke, Ruder, ferner Salz, Netz, Angel, Aal, Stör, Seehund und Walfisch. Selbst in die himmlische Welt zogen Meeresgötter ein: so Njörd und Nehalennia, Freyr und Gefion, die Seetotengöttin Ran (Raub) und der Ostseegott Ägir.

Die Götter der Germanen treten jetzt klarer und stark vermenschlicht vor unser Auge. Das uralte Götterpaar war wohl der Himmelsgott und die Erde, die er im Gewitterregen befruchtet; im Grunde galt er als zweigeschlechtige Einheit, als Twisto. Eine alte Stammsage hat Tacitus aus germanischen Liedern und Erzählungen erfahren. Der erdgeborene Gott Twisto habe einen Sohn Mannus (Mensch), und nach dessen drei Söhnen seien die Gruppen der Westgermanen benannt: die Ingwäonen (an Nord- und Ostsee), die Istwäonen (zwischen Rhein und Weser), die Herminonen (zwischen Weser und Oder). Diese Anzeichen wie auch die Tatsache, daß jeder Germane stets nur einen einzigen Gott als seinen „Freund“ ansah, deuten vielleicht auf einen gemeinsamen Eingottglauben in alter Zeit zurück.



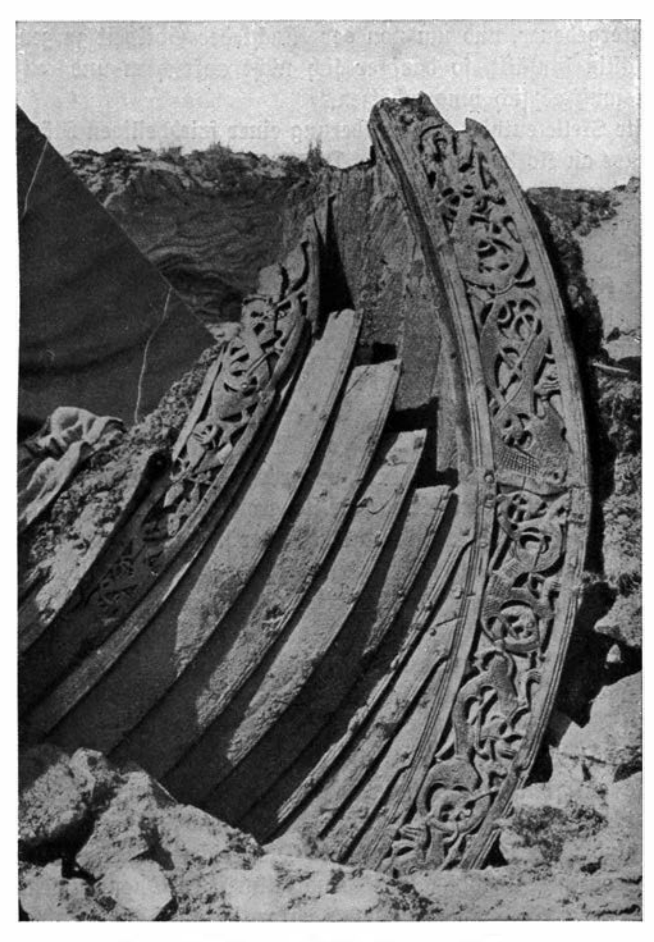
Ornament vom Osebergschiff.

Vor und in der Völkerwanderung treffen wir aber schon bestimmte Stammesgottheiten an. Wichtig ist die Unterscheidung von zwei himmlischen Familien; den friedlichen Vanen (Frey) und den kriegerischen Asen (Wodan, Odhin). Die Vanen gehören wahrscheinlich der ackerbauenden Bronzezeit an, die Asen dem Völkersturm. Zeitweise hat Wodan in Deutschland alle andern Gottheiten in den Schatten gestellt.

Die Sachsen verehrten Thuner, Woden und Sachsnot, die Alamannen Wodan und Donar, die Friesen den Fosete von Helgoland, die Nordgermanen vor allem Ing = Freyr, Thor und Odhin. Unter ihnen ist Ing der alte Gott der Ingwäonen in Jütland. An der Ostsee wurde auch der Frühlingsgöttin Nerthus geopfert.

Unter den vielen Götterwesen der Germanen erwähnt Tacitus auch das Brüderpaar Alki, das in einem heiligen Hain der Naharvalen verehrt werde. Man sucht dies Heiligtum auf dem Siling (= Zobtenberg) in Schlesien. Diese Gegend war schon in der Stein- und Bronzezeit besiedelt. Die Germanen drangen jedoch erst um 500 v. Chr. nach Schlesien ein, und auch jetzt nur in einem schmalen Streifen über die Oder bis östlich vom Siling vor. In der Zeit

von 300 v. Chr. bis zur Zeitwende lassen sich dort aber nur schwache Reste von Germanen nachweisen. Dann erst erscheinen hier die von Seeland stammenden Silingen. Sie siedelten sich auch östlich vom Siling an. Vielleicht hat Tacitus sie gemeint. Brachten sie den Alki-Kult aus ihrer Heimat mit? Fast scheint es, als ob ein Messer der Jüngeren Bronzezeit und einige Felsbilder, die ein Götterpaar darstellen, jene Dioskuren im Hain der Naharvalen meinen. Andrerseits



Bug des in Oseberg ausgegrabenen Wikingerschiffes.

ist der Siling, der an einem Grenzpunkt früheisenzeitlicher Germanensiedlung liegt, sicherlich schon in illyrischer und keltischer Zeit die geheimnisvolle Stätte eines uralten Götterbaums oder Göttersteins gewesen. Später haben wohl die Germanen ihren Walddienst auf den uralten heiligen Berg übertragen. Noch um 1000 n. Chr. berichtet Thietmar von Merseburg, auf dem Zobten sei ein heidnisches Heiligtum, und noch heute thront dort oben eine Kapelle.

Andeutungen über solchen Naturdienst macht Tacitus an zwei Stellen. Einmal über den heiligen Hain der im Havellande ansässigen Semnonen: „Zu festgesetzter Zeit kommen in einem Walde, der durch Weihen der Väter und uralte fromme Scheu geheiligt ist, Gesandte aller Völker desselben Bluts zusammen, opfern von Gemeinde wegen einen Menschen und begehen grauenvolle Weihen barbarischen Brauches. Dem Haine wird auch noch eine andere Ehrfurchtsbezeugung zuteil: niemand darf ihn ohne Fesseln betreten, sondern nur wie ein Untergebener, und um von der Macht der Gottheit zu zeugen. Wenn jemand zufällig hinfällt, so darf er sich nicht aufrichten und aufstehen: auf dem Boden muß er sich hinauswälzen."

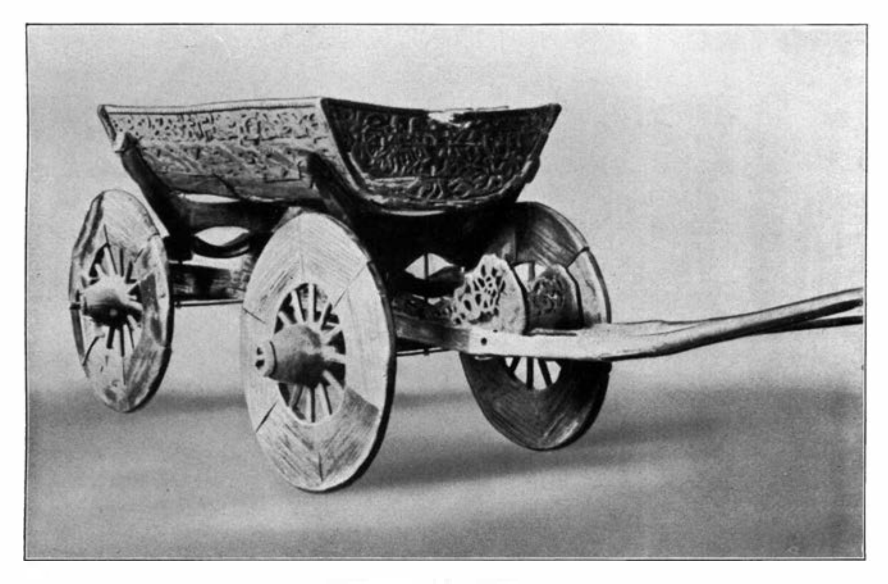
Die zweite Stelle enthält die Schilderung einer friedheiligen Stätte der sieben Nerthusvölker an Nord- und Ostsee: „Die Reudigner sodann sowie die Avionen, Angeln, Variner, Eudosen, Suardonen und Nuithonen sind durch Flüsse oder Wälder geschützt. An den einzelnen ist nur das eine erwähnenswert, daß sie gemeinschaftlich die Nerthus, das ist die Mutter Erde, verehren und glauben, sie greife in die Angelegenheiten der Menschen ein und komme zu den Völkern gefahren. Auf einer Insel des Ozeans befindet sich ein heiliger Hain und in ihm ein geweihter und mit Tüchern verhüllter Wagen; ihn anzurühren, ist allein dem Priester verstattet. Er merkt, wenn die Gottheit im Allerheiligsten zugegen ist, und geleitet sie unter vielen Ehrfurchtsbezeigungen in dem von Kühen gezogenen Wagen. Dann gibt es frohe Tage, und festlich geschmückt sind alle Stätten, welche die Göttin der Ehre ihres Besuches und ihres Aufenthaltes würdigt. Sie fangen keinen Krieg an, sie greifen nicht zu den Waffen; verschlossen ist alles Eisen. Frieden und Ruhe aber sind nur so lange bekannt und nur so lange beliebt, bis derselbe Priester die des Verkehrs mit den Sterblichen müde Göttin ins Heiligtum zurückgeleitet. Dann werden der Wagen und die Tücher und, wenn man es glauben will, die Gottheit selbst in einem geheimen See abgewaschen. Dabei helfen Sklaven mit, die unmittelbar danach derselbe See verschlingt. Daher das geheime Grauen und die heilige Ungewißheit, was das wohl sei, was nur dem Tode Geweihte schauen dürfen."

Innerhalb der großen Einheit herrschte also auch hier im germanischen Kulturkreise eine bunte Mannigfaltigkeit der Anschauungen und Gebräuche.

Viel sagt uns auch die damals in Deutschland übliche Totenpflege über Brauchtum und Geist unserer Vorfahren. Die Leichenverbrennung war in der Mittleren Bronzezeit unabhängig vom nordillyrischen Osten aufgekommen und mit ihr die Urne. Auch Süddeutschland übernahm diese Sitte, ging jedoch seit 1000 v. Chr. langsam wieder zur Körperbestattung über. Norddeutschland und die nordgermanischen Gebiete sind nun in der Frühen Eisenzeit (700—500 v. Chr.) durch die Herrschaft der Leichenbrandgräber gekennzeichnet. In Mitteldeutschland liegen bezeichnenderweise nördliche Urnengräber und südliche Skelettgräber nebeneinander.

Nach Christus kommt naturgemäß die Körperbestattung wieder auf, daneben erscheinen in Ostdeutschland und auf Bornholm die Brandgruben ohne Urne. Zwischen Oder und Passarge ebenso wie auf dem heiteren Seeland

bleiben merkwürdigerweise damals die Gräber waffenfrei. Vielleicht wurden hier die freundlichen Vanen und die Frühlingsfee Nerthus verehrt. Die dänische Sage vom goldreichen Friedenskönig Frodi und einem Goldenen Zeitalter auf Seeland mag wohl daran noch dunkel erinnern. Ein unbekannter Dichter hat uns davon das „Lied von der Mühle Groti", der Wünschelmühle, gesungen. Die Körperbestattung war im 5. Jahrhundert n. Chr. fast allgemein durchgedrungen. Männer wurden mit Waffen begraben, Frauen im Schmuck. Nur die trotzigen Sachsen hielten am Leichenbrand fest. Sie waren die letzten deutschen Germanen, die nicht vom alten Nordglauben wichen und jeden Versuch einer Einführung des römischen Katholizismus blutig abwehrten. Erst nach



Wagen aus dem Oseberg-Fund.

dem Dreißigjährigen Sachsenkriege Karls des Großen (772—804) trat ein Wandel ein.

Wie sah nun der Himmel der alten Germanen aus, deren Gebeine oder Asche wir noch heute in unserer heimischen Erde finden? Wir kennen ihre Anschauungen fast nur aus der „Edda" und Saga. Die Lieder der altnorwegischen „Edda" sind zwischen 800 und 1200 nach der Zeitwende entstanden. Das Christentum wurde dort allerdings erst im Jahre 1000 anerkannt, und die Volkssänger und Skalden durften gewiß auf religiösem Gebiet nicht einfach Neues erfinden. Aber die Völkerwanderung lag dazwischen, und ihre Bilder bieten wohl vor allem die Anschauungen der führenden Schichten, der Freien und nicht zuletzt eines jüngeren Hofadels. Daneben steht der isländische Bauernroman, die Saga. Seine Stoffe sind sogar erst seit 1170 n. Chr. aufgezeichnet, vorher aber in fester mündlicher Überlieferung bewahrt. Gleich-

wohl berichtet die Saga so wahrheitsgetreu und wortkarg wie sonst keine Prosa der Erde.



Michaeliskirche zu Hildesheim. Meisterwerk der ottonisch-bernwardinischen Frühromanik. Altnordische Geschlossenheit mit Nachklang germanischer Einräumigkeit und Hallenbauweise. 1001—1033.

Diese Geschichtswerke und Dichtungen kennen nun verschiedene, aber ganz bestimmte Jenseitslande. Eigentümlich ist, daß bei den Langobarden Männer

und Weiber getrennt bestattet wurden. Man hat daher vermutet, daß schon um die Zeitwende der Glaube bestanden habe, die Kriegsgefallenen und die vor ihrem Ende mit dem Speersort Geritzten würden dereinst in Odhins Walhall einziehen, die Frauen dagegen in die Säle der Frigg. Die Jungmädchen trafen sich wieder in dem Himmel Gefions, die Ertrinkenden fischte mit dem Netz die dunkle Seeraubgöttin Ran. Auf Island verehrte man den Heiligen Sippenberg Helgafell, aus dem die Ahnen wie durch Fenster segnend ins Erdenleben hereinsahen. Zu fürchten war aber die kaltschaurige, schlangen-



Altnordische Halle mit Hochsitzen.

wimmelnde Höhle Hel, der Aufenthalt aller Meineidigen und Verräter, aller Ächter und Gehenkten. Auch legen die zahlreichen Bootsgräber wiederum eine einheitliche Vorstellung der germanischen Seevölker von einem fernen Totenlande über dem Meere nahe.

Alles, was uns die alten Berichterstatter fremder Völker und die Funde auf deutschem Boden zeigen, beweist uns die hohe, stark kriegerische Bauern- und Seekultur unserer Vorfahren. Jene Vorstellung, die Germanen seien rohe Barbaren oder wilde Naturstämme gewesen, ist völlig veraltet und widerspricht allen urgeschichtlichen und geschichtlichen Zeugnissen. Die Germanen hatten, als sie in den Gesichtskreis der griechisch-römischen Welt traten, schon

eine unendlich lange Entwicklung hinter sich. Insbesondere war die goldreiche Bronzezeit ein Alter friedlicher Ackerbaukultur und hoher künstlerischer Vollendung. Bis in die Gebrauchsgegenstände des täglichen Lebens hinein war fast alles vorhanden, was wir heute für unentbehrlich halten: Rasiermesser und Nagelreiniger, in der Eisenzeit auch etwa Spielbrett und Münzen, buntgewebtes Kleid und Sandale. Die Töpferei lebte mit neuem Linienschmuck in der Eisenzeit wieder auf. Man verstand zu gießen und zu schmieden, es entwickelte sich die



Die Fibel des Goldschmuckes von Hiddensee. (Museum Stralsund.)

Wunderkunst des Zellenschmelzes, des Zellenmosaiks und der köstlichen Tierornamentik, vor allem auch der Baukunst. Da aber die nordgermanischen Bauwerke größtenteils rein aus Holz gezimmert wurden, so sind sie der Vergänglichkeit anheimgefallen. Dies darf nicht darüber hinwegtäuschen, daß schon die alten Germanen hervorragende Baumeister waren. Wer hatte den Palas des großmächtigen Attila erbaut? Es war ein Ostgote. So ist überhaupt die Halle eine ganz eigentümlich germanische Erfindung der frühen Völkerwanderungszeit. Unzählige Ortsnamen auf -saal, -zele erinnern uns noch heute daran, daß eine Adelbauernhalle das erste Werk war, das hier entstand: in der Lüne=

burger Heide Sellhorn, Sellwich, Sprakensele; in Westfalen 40 derartige Namen; in England Selborne u. a.; in Flandern Bollezeele und viele sonst. Alte romanische Hallen wie die Michaeliskirche in Hildesheim mit ihrer berühmten Balkendecke sind samt ihren kapitellgeschmückten Säulen nichts weiter als steinerne Übersetzungen altsächsischer Hallen. In der Gotik, besonders der niederdeutschen Backsteingotik, erlebt diese alte nordische Baukunst eine herrliche Auferstehung. Die klassische Antike hat also lediglich auf die mittelalterliche Kunst Deutschlands eingewirkt, der Urtrieb und alle ihre



Die Kette des Goldschmuckes von Hiddensee. (Museum Stralsund.)

Grundformen waren und blieben urgermanisch. Im übrigen beobachteten wir, wie auch die Antike einst aus nordischem Geist entsprang und wohl darum so freudig bei uns aufgenommen wurde, weil sie uns urverwandt ist.

Von der Halle unabhängig hat sich das germanische Haus entwickelt. Es blieb auch jetzt meistens einräumig: Wohnstube, Küche, Schlafraum und Vorratshaus bildeten kleine Häuser für sich, und zwar hölzerne Pfostenbauten, zuweilen mit Vorhalle. Sie waren mit Walmdach (selten mit Satteldach) bedeckt und mit Pferdekopfgiebeln geziert. Eine große Streitfrage ist noch immer, wie das deutsche, besonders das niedersächsische, Bauernhaus entstanden ist. Die

mehrräumigen Grundrisse von Groß-Gartach bei Heilbronn oder die elsässischen liegen auf keltischem Gebiet. Wichtig ist aber, daß die Grundrisse von Jädern in Norwegen und Aby auf Gotland bereits Dreischiffigkeit zeigen, wie später sowohl die Halle als die fälschlich so benannte „romanische" Kirche. In Deutschland sind die Sachsenhäuser von Eggerstedt (Kreis Pinneberg) und die späteren Wikingerhäuser von Haithabu von großer Bedeutung. Auch die Siedelungsformen sind in Deutschland nicht einheitlich: im ganzen Süden, Westen und Nordwesten herrscht das Haufendorf neben dem Einzelhof vor; östlich der Slawenlinie Kiel—Magdeburg—Bamberg zunächst der Rundling der deutschen Kolonisation, weiter nach Osten hin aber das Straßendorf.

Die eigene dingliche Kultur der Germanen zeigt sich ebenso auf dem Gebiet der Waffen in erstaunlicher Mannigfaltigkeit. Bezeichnenderweise traten die Abwehrwaffen sehr zurück. Helm und Panzer waren so gut wie unbekannt, erst allmählich wurden sie Zierde der Fürsten. Die Schilde waren klein, meist rund oder oval, und aus dünnen Brettern hergestellt. Manchmal wurden sie mit Leder überzogen. Den Rand bildete ein verzierter Metallring, inmitten saß der wuchtige eiserne Schildbuckel. Der Angriff ist die beste Verteidigung — war



Speerspitze von Kowel, gefunden in Suszyczno, Kreis Kowel in Wolhynien.
Die Inschrift ist zu lesen als Tilarids (ein Eigenname, vielleicht „Der tüchtige Reiter"?).

Grundsatz schon bei den Germanen, die nach römischem Zeugnis ihr Oberkleid vorm Kampfe ablegten, um ungehindert zu streiten. Um so trefflicher entwickelt waren die Angriffswaffen. Die indogermanische Streitaxt war ausgestorben. Sehr verbreitet und bis zur Völkerwanderung die Hauptwaffen waren die Eschenlanze mit Eisenspitze sowie die kürzeren Frame oder Speere und Wurfspieße. Mit dem Aufkommen der Speerkampfübung scheint sogar der neue speerbewaffnete Kriegsgott Wodan eingewandert zu sein. Wenigstens trug der ältere Tiu ein Schwert (die neue Erfindung der Bronzezeit), so zeigen ihn noch die vielen „Rolandssäulen". Das Hiebschwert scheint auch jetzt die vornehmere Waffe gewesen und immer mehr der eigentliche Liebling des freien Germanen geworden zu sein. Die herrlichen Sagen von altgermanischen Schwertern, von Siegfrieds Balmung, Sigurds Gram, dem berühmten Tyrfing schreiben dieser meistens von kunstreichen Zwergen geschmiedeten Waffe übermenschliche Kräfte zu. Als letztes und persönlichstes Kampfmittel stand es im Mittelpunkt kriegerischen Denkens. Der Mann kannte seine Herkunft, er behandelte es wie einen Freund, mit dem er manch gemeinsames Erlebnis, manch stolzen und bangen Augenblick erlebte. Das Eisen konnte nicht Funken sprühen ohne den Mann, der Mann mußte bluten ohne das Eisen.

Und neben dem Schiff, neben dem Schwert stand als dritter Kampfgenoß des Germanen das Pferd. Schon Tacitus kennt Reitervölker in Deutschland — die altnordische „Edda" und Saga, aber auch schon der sächsische „Heliand" und der angelsächsische „Beowulf" bezeugen, daß Pferdezucht, Reitkunst und Verehrung des zeugenden göttergleichen Hengstes zu den germanischen Eigentümlichkeiten gehören. In einem Grabe von Anderten bei Hannover aus der Zeit um 700 n. Chr. sind vier Pferde mittelgroßen Schlages gefunden: die ersten bekannten Kaltblüter. Berühmt waren Rosse und Reiter der Gauten in Götaland; den Tod des Westgotenkönigs Alarich und sein Reitergrab unter dem Busento hat Platen durch seine Ballade verherrlicht. Ein ähnliches ist das langobardische Reitergrab von Marwedel bei Hitzacker. Später waren besonders die Reitkunst der Franken, die altsächsische Gardereiterei Heinrichs I. und Ottos des Großen gepriesen, und noch bis 1866 standen im hannoverschen Marstall von Herrenhausen die schönen Weißgeborenen und Isabellen.

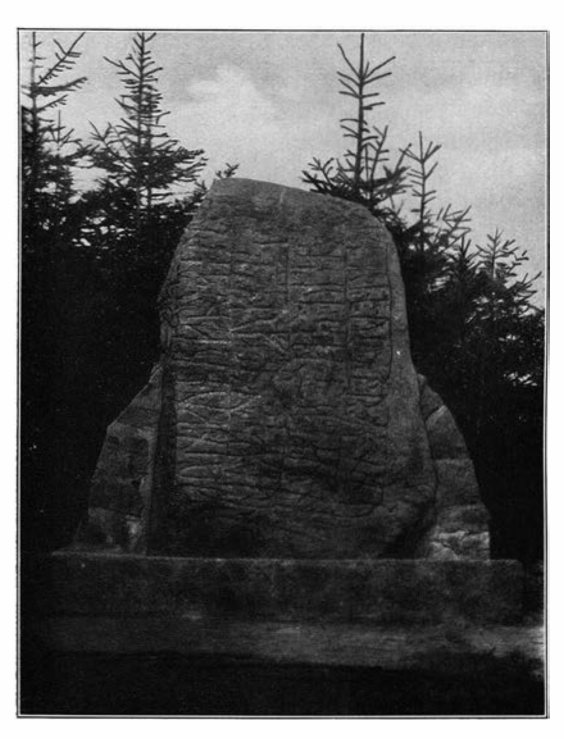

Helm aus Eisen mit Bronze belegt. Gefunden zu Wendel in Uppland.

Daß so hochstehende Völker mit Bauernkrieger- und Seekultur sich auch durch die Schönheit, Farbigkeit und Zweckmäßigeit ihrer Kleidung auszeichneten, ist selbstverständlich. Das Sinken der Temperatur um 2° hatte eine Umwandlung der leichteren bronzezeitlichen Tracht zur Folge. Der Mann trägt jetzt statt der Schenkelbinden die Hose, die jedoch von den Küstenbewohnern noch nicht eingeführt wird. Die Hose scheint von den Illyriern über die Germanen zu den Kelten gewandert zu sein, doch ist dies sehr fraglich. Sie war aus Leder, Wolle oder Leinen und oft nur Kniehose; die lange Hose ist, abgesehen vom Ingwäonengebiet, bis 450 n. Chr. in Gebrauch. Die Wolle wurde vielfach durch Pelz verdrängt, außerdem trug man buntgestreiftes oder gefärbtes Linnen. Aus dem Pelzumhang entwickelte sich der Pelzrock, allgemeine Volkstracht war der Woll- oder der Pelzmantel.

Erstaunlich scheint die Mannigfaltigkeit der Gewebe und demnach die Vielfalt der Frauentracht. Taft, Streifendrell, Köper, Rautendrell, Webkanten, Knüpf- und Flechtarbeit, Filz, Wollfries, Scharlach, eingewebte Hakenkreuze und Tiere waren bekannt. Der Kapuzenrock von Bernuthsfeld weist 22 verschiedene Webemuster auf! Die ältere Ärmeljacke der Frauen glich nach Grabfunden anscheinend einem ärmellosen Hemdkleide, das auf den Schultern durch Spangen und durch einen Gürtel gehalten wurde. Darüber wurden Ärmel-

jacken getragen. Über die Unterkleidung ist nichts Sicheres bekannt, doch tragen die Germaninnen auf römischen Darstellungen zuweilen Hosen. Kopftuch und Mantel ergänzten die Tracht. Mädchen trugen das Haar offen mit Stirnband, Frauen aufgesteckt, mit Kamm und Nadeln oder im Netz.

So konnte ein weitgereister Sänger, wie der angelsächsische Widhsith, wohl einen unendlichen Reichtum germanischen Lebens und doch eine überwiegende Einheit wahrnehmen, wenn er viele Völkerfluren durchwanderte! Mit einer sechssaitigen Harfe, wie sie im alemannischen Frauengrabe der Völkerwanderungszeit von Oberflacht (Württemberg) gefunden ist, wird ein solcher schwertgegürteter adelfreier Dichter von Halle zu Halle geschritten sein und die alten Balladen von Armin und Thusnelda, Ariovist und Marbod, von Hengist und Horsa, von Dietrich von Bern und Hildebrand gesagt und gesungen haben. Ist doch die germanische Heldensage in Liedform das herrlichste und unvergängliche Geschenk der Völkerwanderung. Inmitten des knisternden und flackernden Helldunkels der Halle, umkreist von aufzuckendem und wieder hinabtauchendem Getier, umfangen vom Kreis zur Winter- und Sturmnacht gesellter Getreuer, saß der König auf seinem Hochsitz. Die Königin hatte bei Gelagen mit Frauen ihren tiergeschnitzten Stuhl neben dem Gatten. Hier spielten sich die hohen Handlungen des Lebens ab: Verlobung und Hochzeit, Beratung und Wortstreit, Freundschaft und Feindschaft, Gesang und Ballade. Hier war ein Lebensmittelpunkt von stärkster Spannung. Hier wuchsen die knorrigen Bäume alter Sagen und bildeten Kronen schöner Heldenlieder, hier strahlten Geist und Gemüt, harte Mannesrede wuchtete wie Schwertschlag gegen die Wände. Ein allgemeiner Wettstreit entband alle Kräfte der Persönlichkeit, aber strenge Sitte hielt sie in fein bemessenen Schranken. Die Hauptstadt, heute ein unfaßbarer Häuserwirrwarr, hatte damals oft die Enge und Familien-



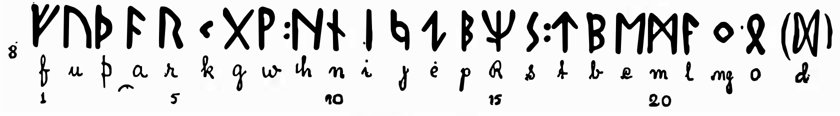
Runenstein bei Schleswig.

haftigkeit einer großen Bauernstube mit all ihrer Behaglichkeit und ihrem Gegenwartszauber. Niemals wieder ist so viel Geist und Gefühl auf so engem Raum beisammen gewesen wie in der altgermanischen Königshalle. Der Sommer aber führte alle, Richter und Schöffen, Thinggemeinde und Hochzeitsleute, Bauern und Knechte, Seefahrer und Sänger, wieder hinaus in die blühende Freiheit der götterdurchwalteten Natur. Das geistige Leben war also hoch entwickelt.

Dafür zeugt zuletzt auch die feierliche und heilige Schrift der Germanen, zeugen die uns heute noch geheimnisvollen Runen. Man hat sie früher wie jede Kulturerrungenschaft aus mittelmeerischen Alphabeten abgeleitet. Auch die Kelten gebrauchten zu mehr praktischen Zwecken ähnliche Zeichen. Mögen nun auch die Germanen gewisse Anregungen von Süden empfangen haben — so deutet doch der zaubermäßige Gebrauch ihrer Runen auf eine andere Entstehung, und die eckige Entwicklung ihrer auf „Buchenstäbe“ geritzten Zeichen ist eine durchaus abweichende und eigene. Mit Recht hat Gustav Neckel neuerdings gemeinindogermanischen Ursprung nahegelegt. Die ganze Frage ist noch immer ungelöst. Die frühsten Runen sind im damals gotischen Südrußland und in Nordschleswig und Fühnen entdeckt. Zu solchen „deutschen“ Runen gehören die Inschriften auf den Goldhörnern von Tondern, einem Ortband von Torsberg, den Lanzenspitzen von Müncheberg i. d. Mark und der Nordendorfer Spange. Manchmal kommen auch Namen vor. 1930 sind in der Weser auf mehreren Wildknochen neue Runen zutage getreten. Ein Brakteat (einseitig beprägter Anhänger) von Vadstena am Wettersee enthält die 24stabige gemeingermanische Zeichenreihe. Sie heißt nach den ersten Buchstaben Futhark (ist also ganz anders geordnet als das griechische Alphabet!). Die jüngere Runenreihe der Wikingerzeit enthielt dagegen nur 16 Zeichen.



Runenstein. Gedenkstein eines Wikingers in Mögebro in Uppland (Schweden). Die Inschrift besagt: „Faradr auf Hagi ist erschlagen.“



Ältere Runenreihe.

Schlußwort

Wir stehen am Ende der deutschen Urgeschichte. Sie lehrt uns mancherlei, sie macht zugleich bescheiden und stolz. Die aus glücklicher Blutmischung gewordene Rasse scheint eine feste Größe. Es ist „eine Menschengruppe, die sich durch ihre eigentümliche Vereinigung körperlicher und seelischer Züge von jeder andern unterscheidet und immer wieder nur ihresgleichen zeugt". Die heutige Rassenforschung stützt sich zum Teil auch auf den Vergleich der Blutgruppen, deren Serum verschiedenartig auf die roten Blutzellen einwirkt. So liegt der Pol der Blutgruppe II in Nord- und Nordwesteuropa, der Blutgruppe III in Indien. Die Vertreter der Gruppe I sind die reinblütigen Indianer Nordamerikas. Blutgruppe IV (Ukraine, Mitteljapan) ist noch wenig bekannt. Aber Rassen und Kulturen sind natürlich keineswegs gleichwertig. „Reine" Rasse und hohe Kultur ohne nachträgliche Trübung der Art bedeuten Gesundheit und Zusammenstrom edelster Geistesgüter. Es ist daher nicht einerlei, was ein Volk denkt und schafft: sein Blut, seine Sprache und seine Sitten sind unveräußerlicher, schwer errungener Besitz. Der deutsche Volkskörper enthält heute im Norden noch 70 v. H., im Süden 50 v. H. nordischer Menschen. Der Einschlag der Ostischen Rasse beträgt 20—25 v. H., der Anteil der Dinarischen (Adriatisch-Alpinen) Rasse bis zu 20 v. H., und der Zusatz an westischem Blut mag etwa 2 v. H. betragen. Die Deutschen sind daher noch heute überwiegend nordrassisch, doch ist ihre „Reinrassigkeit" in großer Gefahr. Die Nordrasse war einst die Trägerin der indogermanischen Kultur und Sprache. Es gilt daher heute, durch Gesetzgebung und persönliches Leben das Übergewicht des nordischen Menschen in Deutschland zu stärken, denn für uns ist die Nordische Rasse neben der dinarischen ganz einfach die große.

Streng zu unterscheiden ist im übrigen zwischen Rasse, Volk und Staat. Rasse bezeichnet Blut und Körperbild (das Seelische ist noch nicht eindeutig faßbar), Volk bezeichnet Sprache und Sitte, Staat die politische Einheit mit bestimmten Grenzen.

Es beruht freilich nicht alles auf dem Einstrom des Blutes: die Güter der Religion, nicht zuletzt aber die Geschichte selbst, das ist das gemeinsame Schicksal eines Volkes in Not und Tod, sind Mächte von ebenso starker Gewalt. Darum bedarf es auch heute wieder einer gründlichen Besinnung auf die besten Güter deutschen Wesens und einer stolzen mannhaften Gesinnung. Wir sind überwiegend nordisch, und die uralte Kultur der Germanen kann uns offenbaren, was unser Wesen und unsere sittliche Aufgabe ist. Erst nach dem Ablauf der Urzeit ist aber eine neue hocherhabene Gesinnung in den Geisteskreis der Germanen eingeströmt: das Christentum. Es ist von den größten Deutschen mit Leidenschaft aufgenommen und entsprach dem hochgemuten Wesen der Germanen in viel tieferer Weise als irgendeine andere Religion. Das Wesen des Germanen scheint ja Kampf um immer neues Leben zu sein. Und in diesem Sinne gilt auch das Wort des Weltheilands: „Ich bin nicht gekommen, den Frieden zu bringen, sondern das Schwert!"

Eine vollkommen andere Auffassung allerdings sowohl von der Urheimat des Menschen wie von seiner Kultur und vor allem von der verschollenen Steinzeitreligion vertritt Hermann Wirth. Nach der Darstellung Werner Müllers, eines seiner Schüler, läßt sie sich folgendermaßen zusammenfassen:

„Die Wiege der Kulturmenschheit lag nicht, wie die indogermanische Sprachwissenschaft vor mehr als hundert Jahren annahm, im Osten (Indien), auch nicht etwa im Südosten Europas, wie später die archäologische Wissenschaft einseitig glaubte annehmen zu müssen. Das oft gebrauchte Märchen vom Licht aus dem Osten erwies sich für die älteren entscheidenden Kulturepochen immer mehr als trügerisch. Der Ausgangsherd der ältesten Völkerwanderungen ist aber auch nicht an der Küste Frankreichs und Spaniens zu suchen. Der Ausgangsherd der urnordischen Rasse liegt vielmehr im Nordwesten Europas im Polargebiet, aus dem sich die nordischen Menschen zunächst auf ein untergegangenes Land zwischen Europa und Amerika, das sagenhafte Atlantis, verschoben und von hier aus auch nach Amerika und Europa gelangten. Die Urheimat der dunklen, sogenannten negroiden Rasse ist in dem alten Gondwanaland zu suchen, das Afrika, Vorderasien, Indien und Australien umfaßte. Dazwischen dehnte sich wie ein Ring um die Erde die gelbe mongolische Mischrasse aus.

Die urnordische Rasse, die erste Kulturmenschheit, wurde durch die Vereisung des Poles und durch andere klimatische Änderungen von ihrem ursprünglichen Sitz verdrängt. Wie die Kohlenlager in Grönland und auf Spitzbergen beweisen, herrschten in diesen Gegenden vorzügliche Existenzmöglichkeiten. Diese Rasse hat die furchtbarste Katastrophe der Erde, nämlich die Eiszeit, durchgemacht und wurde dadurch körperlich wie geistig geformt. Sie hat auf ihrer Erdwanderung durch Jahrtausende in Schrift und Sprache sowie in Volksüberlieferungen ihre Spuren in südlichen Gegenden hinterlassen, nirgends so tief wie in Nordamerika und in Nordeuropa. Vieles ist durch Rassemischung in den letzten Jahrtausenden verdunkelt worden, aber noch ist in den großen Offenbarungsreligionen der Urglaube des nordischen Menschen erkennbar, der die Trennung von Leib, Seele und Geist nicht kennt, dem das ‚Stirb und Werde‘ des jährlichen Naturlaufs zugleich ein Gleichnis für sein eigenes freies, im Weltall aber geborgenes Sein bedeutet. Die Urreligion der Menschheit zeigt sich als ein hochentwickelter Lichtglaube, der das Leben des Menschen in Einklang mit dem Rhythmus der Jahreszeiten, dem Rhythmus des Kosmos brachte. Das jährliche ‚Stirb und Werde‘ in der Natur war ein Gleichnis des Menschenlebens; der Mikrokosmos war eine Abspiegelung des Makrokosmos des Alls.

Der Urglaube des nordischen Menschen wurzelt in dem Glauben an den großen unsichtbaren Weltengott, wie ihn die Überlieferungen der Eskimo, der Indianer und laut Tacitus auch die der Germanen festgehalten haben. Unvorstellbar, jenseits von Zeit und Raum lebt Gott, aber er offenbart sich im Jahr und dem Sonnenlauf, der auch sein Sohn genannt wird, der aus der Mitternacht aufersteht, so oft und so lange die Sonne bei ihrer Umkehr von

der Wintersonnenwende ihre ersten Strahlen entsendet. Der Urglaube der Menschheit war ein durch keine vermenschlichte Vorstellung getrübter Glaube an das ewige ‚Stirb und Werde'. Alljährlich wiederholt sich das Wunder: Aus der Nacht der Tiefe, dem Mutterschoße, steigt der Feuerball, die Sonne, das Licht auf und fördert neues Leben. So gibt es auch im Menschenleben keinen Tod, denn der alljährliche Umlauf in der Natur war ein Gleichnis für das Leben des einzelnen, das sich nach seinem Tode in den Kindern fortsetzte, eine Offenbarung Gottes in Raum und Zeit. Der Gottessohn wird während der Jahreshälfte des sich hebenden Lichts (Frühling, Sommer), wo die Sonne bis zur Sommersonnenwende allmählich ihren höchsten Stand im Jahre erreicht, mit erhobenen Armen dargestellt, während der Zeit des sich senkenden Lichts (Herbst, Winter) dagegen mit gesenkten Armen. Zu den beiden Punkten des Jahres, wo das Licht sich weder hebt noch senkt, weil das Licht den tiefsten oder höchsten Stand erreicht hat (Sonnenwende), wo also der Gottessohn seine Arme weder heben noch senken kann, erscheint der Gottessohn mit waagerecht ausgebreiteten Armen, d. h. in Kreuzform. Der ‚Gekreuzigte' ist längst vorchristlich, wie die ältesten Schriftdenkmäler bezeugen.

Auch die Sprachgesetze sind von dem jährlichen Umlauf des Lichts und des Gottessohnes ausgegangen. Zu der dunklen Jahreszeit des Winters gehören die dunklen Vokale u und o, zu der lichten Jahreszeit des Sommers die hellen Vokale a, e, i. Diesen durch Vokale wiedergegebenen Umlauf durch das Jahr zeigt noch der israelitische Gottesname ‚Jahve', d. h. i, a, e — die drei Hauptvokale des Jahres. Diese uralte Symbolik ist mit den Amoritern, einem der vorisraelitischen Völker Palästinas, nach Kanaan gekommen. Von ihnen haben dann die später eingewanderten Israeliten diese Symbolik übernommen.

Das schriftliche Zeichen für das Jahr, um jetzt zu dem Anfang zurückzukehren, ist der senkrecht durchgeteilte Kreis. In mitteleuropäischen Breiten, wo sich die Auf- und Untergangspunkte der Sonne zu den beiden Sonnenwenden auseinanderschoben, wurde aus dem senkrecht durchgeteilten Kreuz der durch das Malkreuz untergeteilte Ring. Beide Zeichen erscheinen in den Runenreihen noch mit den Bedeutungen Jahr, Sonne, Mensch. Diese Rune drückt also noch den Zusammenhang zwischen dem Jahreslauf, dem Lauf der Sonne und dem menschlichen Leben aus. Hier bricht deutlich durch, daß unsere Ahnen im Rhythmus der ganzen Natur lebten, in diesem Rhythmus, den unsere moderne Großstadtkultur uns heutigen Menschen genommen hat.

Der Unglaube der Menschheit bedeutet aber keinen Naturmythos, keine Vergöttlichung der Sonne, denn die Sonne ist nur die stoffliche Erscheinungsform des Gottessohnes. So wissen die Indianer in Arizona noch, daß sie nicht zur Sonne beten können, sondern sich an den Geist wenden müssen, der hinter ihr steht. Aufstieg in der Menschheit gibt es nur im Anschluß an das kosmische Geschehen, das aus dem Gottsehertum der Vorzeit spricht. Es gilt für uns Heutige, dieses Urerlebnis der Menschheit auch geistig zu erfassen, das noch heute in tausenden kultsymbolischen Schriftzeichen, eine deutliche Sprache spricht. Diese kultischen Zeichen sind ein Spiegel des großen Kreislaufes der

Sonne und der Erde, darin sich die Menschwerdung vom Uranfang bis in die Ewigkeit gleichnishaft immer wieder vollzieht."

Hermann Wirth ist ein Seher von seltenem Weitblick, ein schwärmerischer Verkünder eines großen Gedankens. Seine Annahme kann richtig sein — beweisbar ist sie nicht. Wirth hat die Steinzeit gedeutet; sein religiöser Tonfall lockt besonders begeisterte Laien auf seine Seite. Mit Wissenschaft im herkömmlichen Sinne hat seine Lehre nichts zu tun, aber seine Wirkung auf die bisher oft allzu enge und gedankenarme Spatenforschung ist stark und befreiend. Im übrigen muß abgewartet werden, ob seine Ahnung vom ältesten Weltbild dem Scharfblick kommender Geschlechter standhält.

Für uns handelt es sich heute mehr denn je um Blut und Scholle Deutschlands. Wir saugen uns Kraft und Mut aus allem, was unser Volk wieder heldisch machen kann. Wir brauchen Raum, Freiheit und Taten! Der deutsche Boden ist heute schwer umkämpft, die nordrassische Grundlage in Gefahr, die religiöse Zerrissenheit größer denn je. Nach dem Weg, den wir gingen, darf aber das Ziel nicht zweifelhaft sein:

„Was du ererbt von deinen Vätern hast:
erwirb es, um es zu besitzen!"

Schrifttum zur Einführung in die Vor- und Frühgeschichte[1]

1. Unterrichtliche Schriften: a) Vorgeschichte in der Schule:

Geschwendt, F., Die Urgeschichte in der Schule, Arbeitsbücher für den neuzeitlichen Geschichtsunterricht. Priebatsch, Breslau 1926.

— Wandern und Zeichnen. Heft 1 der Sammlung von Heimatkunden. Hirt, Breslau 1924.

— Urgeschichte in der Volksschule. Altschlesische Blätter 1928, Nr. 4, S. 58—59.

Gollnisch, Th., Urgeschichte in der höheren Schule. Ebenda S. 51—53, und Nachrichtenblatt für deutsche Vorzeit 1928, S. 97—102.

Gummel, H., Vorgeschichte im Unterricht. Hannoversche Schulzeitung, 60. Jahrg., Nr. 47 vom 20. November 1924.

Günther, W., Vorgeschichte und Schule. Hamb. Lehrerzeitung, 7. Jahrg. 1928, Nr. 27/28, S. 543—545.

Hansen, W., Vor- und Frühgeschichte in der Schule. Zeitschrift „Niedersachsen", 35. Jahrg. 1930, S. 335—340.

— Schülerwanderungen nach vorgeschichtlichen Denkmälern in Hamburgs Umgebung. Hamb. Lehrerzeitung, 9. Jahrg. 1930, Nr. 51 52, S. 794—796.

Hoffmann, G., Die Bedeutung der urgeschichtlichen Abteilung der Museen für den Unterricht. Altschlesische Blätter 1930, Nr. 7, S. 110—112.

Hoffmann-Petschelt, Urgeschichte in der ländlichen Fortbildungsschule. Ebenda S. 106—108.

Jacob-Friesen, K. H., Anleitung zur Benutzung der prähistorischen Sammlung im Unterricht. Hannover 1925.

Kahle, K., Die Vorgeschichte in der höheren Schule. Vorgesch. Jahrb. III, 1928, S. 336—371.

[1] Zum Teil nach dem Blatt des Museums f. Völkerkunde der Hamburgischen Universität.

Kahle, K., Die Vorgeschichte in den Richtlinien und im Unterricht. Deutsches Philologenblatt, 35. Jahrg., Nr. 35, S. 555.

Kiekebusch, A., Die heimische Altertumskunde in der Schule. Ein Beitrag zur Um- und Ausgestaltung des heimatlichen Unterrichts. Berlin 1915.

— Die vorgeschichtlichen Altertümer des Märkischen Museums als Bildungs- und Lehranstalt. Museumskunde XVI, 1921, S. 1ff.

Kiekebusch, A., Verbreitung vorgeschichtlicher Kenntnisse. Brandenburgia 1924, S. 51—64.

— Die Wanderausstellungen vorgeschichtlicher Funde aus dem Märkischen Museum in Berlin. Vorgeschichtliches Jahrbuch 1, 1926, S. 122ff.

Kotschate, Die Auswertung von urgeschichtlichen Fundstellen im Unterricht. Altschlesische Blätter 1930, Nr. 7, S. 109—110.

Müller R., Urgeschichte und Mittelschule. Ebenda S. 103—106.

Nitzschke, R., Urgeschichte in den Mittelschulen. Altschlesische Blätter 1928, Nr. 4, S. 55ff.

— Urgeschichte im Rahmen des Lehrplanes der Mittelschule. „Die Mittelschule", Halle, 20. Mai 1925. S. 346—349.

Schmidt, R. R., Die deutsche Vorgeschichte in der Schule. Schwäbische Flugschriften Nr. 2. Stuttgart 1920.

Schremmel, W., Kulturgeschichte in der Schule. Altschlesische Blätter 1928, Nr. 4, S. 49.

Tode, A., Vorgeschichte und Schule in: Thilenius, Völkerkunde und Schule. München 1925. S. 32—42.

Wohlrab, Urgeschichte im vierten Schuljahr. Skizzenmäßige Darstellung einer schulpraktischen Behandlung urgeschichtlichen Stoffes mit Kindern des vierten Schuljahres nach Art und Sinn des Gesamtunterrichtes in unserer deutschen Lern- und Arbeitsschule. Mannheim 1924.

b) Sonstiges:

Bersu, G., Die Ausgrabung vorgeschichtlicher Befestigungen. Vorgeschichtliches Jahrbuch II, 1926, S. 1—22.

Jacob-Friesen, K. H., Grundfragen der Urgeschichtsforschung, Rassen, Völker und Kulturen. Hannover 1928.

v. Richthofen, B., Gehört Ostdeutschland zur Urheimat der Polen? (Ostland-Schriften Heft 2, Danzig 1929)

„ Zur Vorgeschichte der Ostgermanen (Wiener Prähistorische Zeitschrift XIX. 1932)

„ Bilderatlas zu den Vorlesungen über Vorgeschichte. I. Ältere Steinzeit Hamburg 1932. (Als Manuskript gedruckt)

„ Zur religionswissenschaftlichen Auswertung vorgeschichtlicher Altertümer (Selbstverlag der Anthropologischen Gesellschaft, Wien 1932)

„ Zur Herkunft der Wandalen (Altschlesien Bd. 3, Breslau 1930)

2. Schriften zur Einführung in die Vor- und Frühgeschichte:

Behn, F., Altgermanische Kunst. München 1927.

Bertsch, K., Klima, Pflanzendecke und Besiedlung Mitteleuropas in vor- und frühgeschichtlicher Zeit nach den Ergebnissen der pollen-analytischen Forschung. 18. Bericht der Römisch-Germanischen Kommission 1928, S. 1—67. Frankfurt a. M. 1929.

Bumüller, J., Die Urzeit des Menschen. Filser, Augsburg 1925.

— Leitfaden der Vorgeschichte Europas. Augsburg 1925.

Führer zur Einführung in die Urgeschichte, herausgeg. von H. Reinerth. In Vorbereitung u. a. Hansen, W., Die Megalithgräber Rügens; ders., Die Megalithgräber des Freistaates Oldenburg.

Geschwendt, F., Jagd und Fischfang in der Urzeit. Aus Oberschlesiens Urzeit, Heft 6. Oppeln 1930.

Goeßler, P., Der Urmensch in Mitteleuropa. Stuttgart 1924.

Hahne, H., Totenehre im alten Norden. Jena 1929.

Hoernes, M., und Menghin, O., Urgeschichte der bildenden Kunst in Europa. Wien 1925.

Hoernes, M., Kultur der Urzeit. I. Steinzeit. Göschen 564. II. Bronzezeit. Ebenda 565. III. Eisenzeit. Ebenda 566. (Bearbeitet von F. Behn.)

Kulturgeschichtliche Wegweiser durch das Römisch-Germanische Zentral-Museum in Mainz. Nr. 1—12ff.

Kossinna, G., Die deutsche Vorgeschichte. 3. Aufl. Leipzig 1921. 4. Aufl. 1925.

— Altgermanische Kulturhöhe. München 1930.

Kühn, H., Kunst und Kultur der Vorzeit. Bd. 1. Berlin 1930.

Reallexikon der Vorgeschichte, herausg. von M. Ebert. Berlin 1924—1932. Bd. I—XV.

Reallexikon der indogermanischen Altertumskunde, Grundzüge einer Kultur- und Völkergeschichte Alteuropas. 2. Aufl., herausgeg. von O. Schrader und A. Nehring. Bd. I—II. Berlin 1917—1929.

Schmidt, H., Vorgeschichte Europas. Grundzüge der alteuropäischen Kulturentwicklung. I. Stein- und Bronzezeit. Aus Natur und Geisteswelt, Bd. 371/372.

Schuchhardt, C., Alteuropa. 2. Aufl. Berlin und Leipzig 1926.

— Vorgeschichte von Deutschland. München 1928.

Schulz, W., Das germanische Haus in vorgeschichtlicher Zeit. Mannus-Bibliothek Nr. 11. Würzburg 1913.

— Die germanische Familie in der Vorzeit. Sammlung Vorzeit, Bd. 3. Leipzig 1925.

Schwantes, G., Aus Deutschlands Urgeschichte. 3. Aufl. Leipzig 1921.

Wahle, E., Deutsche Vorzeit. Leipzig 1932.

3. Darstellungen zur Vor- und Frühgeschichte einzelner Zeitstufen:

I. Ältere und mittlere Steinzeit:

Beyer, J., Der Mensch im Eiszeitalter. Franz Deuticke, Leipzig und Wien 1927.

Birkner, F., Der diluviale Mensch in Europa. 3. Aufl. München 1925.

Jacob-Friesen, K. H., Mensch und Tier im Eiszeitalter. Leipzig 1921.

Menghin, O., Die mesolithische Kulturentwicklung in Europa. 17. Bericht der Römisch-Germanischen Kommission, S. 154—197. Frankfurt a. M. 1927.

Schmidt, R. R., Die diluviale Vorzeit Deutschlands. E. Schweizerbartsche Verlagsbuchhandlung, Stuttgart.

Schuster A., Die Altsteinzeit. Weimar 1921.

Schwantes, G., Nordisches Paläolithikum und Mesolithikum. Bd. 13 der Mitteilungen aus dem Museum für Völkerkunde (Festschrift), S. 159—252. Hamburg 1928.

— Schleswig-Holsteins älteste Bewohner. Nordelbingien, Bd. 6, 1928, S. 1—52.

Wiegers, F., Die altsteinzeitlichen Funde in Schleswig-Holstein. Zeitschrift für Ethnologie 1926, Bd. 58, S. 390—398.

— Diluviale Vorgeschichte des Menschen. Bd. 1. Stuttgart 1928.

Zotz, L., Kultur der älteren Steinzeit in Mitteleuropa. Kulturgeschichtlicher Wegweiser durch das Römisch-Germanische Zentral-Museum, Nr. 11. Mainz 1929.

II. Jüngere Steinzeit:

Gummel, H., In Ebert, Reallexikon der Vorgeschichte unter Megalithgrab C, Nordwestdeutschland, Bd. VIII, S. 95—104.

— Die Riesensteingräberkultur in Nordwestdeutschland. In Mannus, 5. Ergänzungsband, 1927, S. 30—40.

Jacob-Friesen, K. H., Die neolithischen Gerätformen Hannovers. Nachrichtenblatt für Niedersachsens Vorgeschichte, Neue Folge 1, 1924, S. 3.

Menghin, O., Die Steinzeit der Welt. Wien 1931.

Plettke, F., Vor- und Frühgeschichte des Regierungsbezirks Stade. Heft II III. Hansa-Antiquariat, Bremen.

Radig, W., Der Wohnbau im jungsteinzeitlichen Deutschland. Mannus-Bibliothek, Bd. 43. Leipzig 1930.

Stampfuß, R., Die jungneolithischen Kulturen in Westdeutschland. Rheinische Siedlungsgeschichte, Bd. II. Bonn 1929.

Tewes, F., Die Steingräber der Provinz Hannover. Hannover 1898.

III. Bronzezeit:

Gummel, H. Zur Bronzezeit Niedersachsens. Niedersächsisches Jahrb., Bd. II, S. 10 bis 18. Hildesheim 1925. Desgl. Bd. III, S. 66—76. Hildesheim 1926. Bd. V, 1928, S. 51—56. Nachrichten aus Niedersachsens Urgeschichte, Nr. 3, 1929, S. 80—84.

Hahne, H., und Gummel, H., Gold- und Bronzefunde aus Niedersachsen, in: Vorzeitfunde aus Niedersachsen, Teil A. Hildesheim o. J.

Plettke, F., Vor- und Frühgeschichte des Regierungsbezirkes Stade. Heft IV/V. Bremerhaven.

Splieth, W., Inventar der Bronzealterfunde aus Schleswig-Holstein. Kiel 1900.

IV. Eisenzeit:

Knorr, F., Friedhöfe der älteren Eisenzeit in Schleswig-Holstein. Kiel 1910.

Mestorf, J., Urnenfriedhöfe in Schleswig-Holstein. Hamburg 1886.

Schwantes, G., Die ältesten Urnenfriedhöfe bei Uelzen und Lüneburg. In „Urnenfriedhöfe in Niedersachsen", Bd. 1, Heft 1—2. Hannover 1911.

Capelle, W., Das alte Germanien. Die Berichte der Griechen und Römer (300 v. bis 375 n. Chr.). Jena 1928.

Koepp, F., Die Römer in Deutschland. 3. Aufl., 1926.

Norden, E., Die germanische Urgeschichte in Tacitus Germania. Leipzig 1923.

Schmidt, L., Geschichte der germanischen Frühzeit. Bonn 1925.

Wilke, G., Archäologische Erläuterungen zur Germania des Tacitus. Vorzeit-Bücherei. Leipzig 1921.

Plettke, A., Ursprung und Ausbreitung der Angeln und Sachsen. In „Die Urnenfriedhöfe in Niedersachsen", Bd. 3, Heft 1. Hildesheim und Leipzig 1921.

Roeder, Fr., Typologisch-chronologische Studien zu Metallsachen der Völkerwanderungszeit, im Jahrbuch des Provinzial-Museums zu Hannover, S. 1—128, Neue Folge, Bd. 5. Hannover 1930.

Scheel, O., und Paulsen, P., Quellen zur Frage Schleswig-Haithabu im Rahmen der fränkischen, sächsischen und nordischen Beziehungen. Kiel 1930.

Teudt, Wilhelm, Germanische Heiligtümer, 2. Aufl. Jena 1931.

V. Mittelalter:

Hofmeister, Die Wehranlagen Nordelbingiens. Heft I. 1. Gebiet der Freien und Hansestadt Lübeck. 2. Fürstentum Lübeck. Lübeck 1917. Heft II. 1. Amt Fürstentum Ratzeburg. 2. Kreis Herzogtum Ratzeburg-Lauenburg. 1927.

Philippsen, H., und Sünksen, C., Das Dannewerk in Geschichte und Sage. 2. Aufl. Schleswig 1907.

Schuchhardt, C., Atlas vorgeschichtlicher Befestigungen in Niedersachsen. Heft I—XII. Hannover 1887—1916.

— Die frühgeschichtlichen Befestigungen in Niedersachsen. Niedersächsische Heimatbücher, Bd. 3. Salzuflen 1925.

4. Dichtungen und volkstümliche Darstellungen:

Ewald, K., Das Zweibein. (Deutsche Jugendbücherei Nr. 50.)

Halm, F., Der Fechter von Ravenna. (Reclam Nr. 3760.)

Meyer, C. F., Die Richterin (Zeit Karls des Großen).

Lang, P., Heimo. Erzählung aus dem Zehntlande (282 n. Chr.). Schaffsteins Blaue Bändchen Nr. 184.

Freytag, G., Ingo und Ingraban.

Blümlein, Im Kampf um die Saalburg. (Loewe.)

Blunck, H. F., Stelling Rotkinnsohn (Sachsenzeit). Jena.

— Kampf der Gestirne. Jena.

— Streit mit den Göttern. Jena.

— Gewalt über das Feuer. Jena 1928.

Fauth, G. E., Die Leute vom Hadborn. (Schneiders Neue Jugendbücher.)

Frenzel, W., Es war einmal. 1. Kindertage der Menschheit. Klassenlese: Forschen und Schauen. 12 Bändchen mit zahlreichen Eigendarstellungen des Eiszeitmenschen. Dresden 1927.

Gandert, O. F., Vor- und Frühgeschichte des Kreises Liebenwerda. In „Heimatbuch des Kreises Liebenwerda". Liebenwerda 1928. (Treffliches Beispiel für die Darstellung der Vor- und Frühgeschichte eines Kreises mit besonders guter Berücksichtigung kultur- und siedlungsgeschichtlicher auch für Nordwestdeutschland bedeutsamer Fragen.)

Gansberg, F., Aus der Urgeschichte des Menschen, Wanderungen, Heimat und Wildnis. Leipzig 1908.

Gummel, H., Führer durch die urgeschichtliche Schausammlung im Museum der Stadt Osnabrück. Osnabrück 1930.

Jensen, J., Dreng, Der Urmensch. Kranzbücherei, Bd. 165, Diesterweg. (Ausgezeichnete, vielleicht die beste Erzählung dieser Art. Aus Jensen, Der Gletscher.)

Ledroit, J., Frühschein der Kultur. Bilder aus der Urzeit und Vorgeschichte. Freiburg i. Br. 1926.

Müller, R., Auch das war einmal. Geschichten aus vielen Jahrtausenden. Breslau 1930.

Naumann, J., Altgermanisches Frauenleben. Deutsche Volkheit. Jena 1925.

Theuermeister, R., Von Steinbeil und Urne. Geschichten aus der Vorzeit für 8 bis 12jährige Kinder. 5. Aufl. Leipzig 1925.

Wegewitz, W., Aus vergangenen Tagen. Stade 1926.

Biedenkapp, G., Aus Deutschlands Urzeit. 2. Aufl. Leipzig 1908.

Ferdinands, C., Die Pfahlburg. (Mainzer Volks- und Jugendbücher Nr. 1.)

Gansberg, F., Aus der Urgeschichte der Menschen. Leipzig 1908.

Hauser, O., Leben und Treiben der Urzeit. (Bongs Jugendbücherei.) Berlin 1921.

Jensen, J. V., Der Gletscher. (S. Fischer) Berlin.

Neander, W. G., Der Mensch und seine Entwicklung. Archäologische Romane und Novellen. 1. Reihe, I. Buch: Steinzeit, II. Buch: Pfahlbauzeit. Breslau 1914/15.

Sonnleitner, A. Th., Die Höhlenkinder im heimlichen Grund. Die Höhlenkinder im Pfahlbau. Die Höhlenkinder im Steinhaus. (Franckh) Stuttgart.

Theuermeister, R., Von Steinbeil und Urne. Leipzig 1922.

Vischer, F. Th., Euch Einer. (Viele Ausgaben.)

Weinland, F., Rulaman, Erzählungen aus der Zeit der Höhlenmenschen und Höhlenbären. Spamer, Leipzig.

5. Schriften zur vorgeschichtlichen Rassenkunde:

Heilborn, A., Der Mensch der Urzeit. 3. Aufl. Aus Natur und Geisteswelt. 62. Bd. Berlin 1918.

Saller, K., Die frühgeschichtlichen Rassen in Europa. Bd. III der Beiträge und Sammelarbeiten zur Rassenkunde Europas. München 1930.

Scheidt, W., Die Rassen der jüngeren Steinzeit in Europa. Bd. II der Beiträge und Sammelarbeiten zur Rassenkunde Europas. München 1924.

— Die rassischen Verhältnisse in Nordeuropa. Stuttgart 1930.

Steinmann, G., Die Eiszeit und der vorgeschichtliche Mensch. 2. Aufl. Leipzig 1917.

Weinert, H., Menschen der Vorzeit. Ein Überblick über die altsteinzeitlichen Menschenreste. Stuttgart 1930.

Germanisches, insbesondere nordisches Leben schildert die Trilogie von Karl Theodor Strasser:

I. Wikinger und Normannen. Hamburg 1927.
II. Sachsen und Angelsachsen. Hamburg 1931.
III. Die Nordgermanen. Hamburg 1932.
} Hanseat. Verlagsanstalt.

(Die Frühgeschichte um Nord- und Ostsee ist hier zum erstenmal mit dem Blick von Norden her betrachtet.)

Register



Altenburg, Thür.
Piererſche Hofbuchdruckerei
Stephan Geibel & Co.